Lebensbilder aus verschiedenen Zeiten der christlichen ...

Karl Wild

Friedeburg.

Eine Erzählung
aus der Zeit der Anfänge des Christenthums in Deutschland.

Erstes Kapitel.

„Ich will mich mit dir verloben in Ewigkeit."
Hosea 2, 19.

Ueberlingen, die Stadt, welche dem nordwestlichen Theil des Bodensees den Namen als „Ueberlinger See" gibt, hat heute noch das Ansehen einer ehrwürdigen Reichsstadt. Sie hat eine romantische Umgebung und ganz in der Nähe von St. Leonhard aus eine reizende Fernsicht. Doch nicht von der jetzigen Blüthe und Herrlichkeit der Stadt wollen wir unsern Lesern berichten, sondern sie vielmehr zurückführen in die Zeit, wo die Stadt am nördlichen Ufer des Sees auf Felsen gegründet als eine alemanische Ansiedlung mit dem Namen Iburninga hervortrat und der Sitz eines christlichen Frankenherzogs Alemaniens war, sowie der Mittelpunkt der fränkischen Regierung dieser Gegend. Das war zu Ausgang des sechsten Jahrhunderts unserer christlichen Zeitrechnung und zu Anfang des siebenten. Gunzo hieß der erste Franken-

1*

herzog Alemaniens in Iburninga; er galt viel am fränkischen Hofe und stand auch bei dem Volke in großem Ansehen. Aber weit mehr, als dadurch, gilt er uns, weil er ein Christ war und seinen Sitz zu einer der ersten, wo nicht gar der allerersten Pflanzstätte des Christenthums in dieser Gegend machte. Freilich trat das Christenthum auch bei ihm nur erst in geringen, schwachen Anfängen hervor und war noch mit vielen heidnischen Gebräuchen durchmischt, über heidnische Rohheit und fränkische wie alemanische Sitten keineswegs schon Meister geworden.

Eine Tochter jedoch hatte er, Namens Friedeburg, bei welcher der christliche Glaube schon tiefer eingedrungen war, wenn auch nicht durch klare Erkenntniß der christlichen Lehre, so doch als erwärmendes Feuer, das angefacht war von der Liebe Christi. Durch ihre körperliche Schönheit zog sie die Augen Aller auf sich, die in ihre Nähe kamen. Durch ihre Milde und Sanftmuth gewann sie die Herzen ihrer Umgebung und durch ihre Wohlthätigkeit zog sie die Armen und Leidenden auch aus der Ferne an sich. Wie viele auch zu ihr kamen und Hilfe suchten, keines ging ungetröstet, unerquickt und unerfreut von ihr. Schon ihre freundliche Theilnahme, womit sie die Klagen und Bitten der Leidenden anhörte, war Stärkung und halbe Hilfe für diese. Doch mit dem Allem that sie ihrem liebenden Verlangen nach gänzlicher Vereinigung mit Christo, ihrer Seelen Heiland, nicht genug. Um sich allein ihm weihen, ganz für seinen Dienst leben zu können, wünschte sie, in den stillen Räumen eines Klosters

ihr Leben verbringen zu dürfen. Aber ihr Vater hatte andere Pläne und Absichten, wie er meinte, höhere für sie, zuletzt aber doch nur irdische für sich. Der Zauber ihrer Schönheit, die durch ihr sanftes, stilles, einnehmendes Wesen zum Liebreiz für Jedermann wurde, der sie sah, war für den Vater Grund und Boden, worauf er einen ganz andern Hoffnungsbau für ihre Zukunft aufrichtete, als in ihrem Sinne stand. Sie merkte das bald genug, auch ehe ihr Vater davon ihr Andeutungen gab von bestimmter Art. Doch auch mit diesen hielt er nicht lange hinter dem Berg.

Damals saß auf dem fränkischen Königsthron Siegebert, der Sohn Theuderichs, ein stattlicher Mann. Er hatte ein Auge auf die schöne Friedeburg geworfen, und die einzige Tochter durch eine rechtmäßige, christliche Ehe zur Theilhaberin der königlichen Macht und Herrlichkeit zu machen, war des Vaters angelegentlichstes Bestreben.

Siegebert kam öfters nach Iburningen zum Herzog Gunzo; aber Friedeburg brachte seinen Aufmerksamkeiten für sie nur sittsame Scheu der Jungfrau und demüthige Ehrfurcht der Untergebenen entgegen. Gerade dieses Benehmen hielt auch den König Siegebert ab, seine Liebe zu ihr in einem offenen Geständniß darzulegen und seinen Wunsch, sie als Gattin neben sich auf dem Throne zu sehen, auszusprechen.

Dagegen sprach er einmal gegen den Vater Friedeburgs sein Verlangen bestimmt aus und wünschte zugleich, daß der

Vater die Tochter zu einem liebevollen Entgegenkommen vorbereite.

Herzog Gunzo gab zu erkennen, welche Ehre die Verbindung seines Herrn und Königs mit seiner Tochter ihm wäre und meinte, ein väterlicher Befehl sei das einzige, was von seiner Seite nöthig wäre, um, so bald der König wolle, die Tochter ihm zuzuführen.

„Nicht befehlen, Herzog!“ entgegnete rasch der König. „Ich will nicht, daß Friedeburg durch mein Machtgebot und des Vaters Befehl meine Gattin werde, sondern wünsche, daß sie in Liebe ihr Herz mir öffne und meiner Krone den glänzendsten Edelstein dadurch einsetze.“

Mit diesen Worten entfernte sich für dießmal König Siegebert, nachdem er, ganz gegen sein sonstiges Auftreten, einen schüchternen und befangenen Abschied von Friedeburg genommen hatte. Noch nicht lange hatte Siegebert die Behausung Gunzos verlassen, so trat dieser in das Gemach seiner Tochter. Er fing an, das freundliche Benehmen und das ritterliche Wesen des Königs zu rühmen, und beobachtete dabei Friedeburg mit scharfen Augen, ob er nicht freudige Zustimmung in ihren Blicken oder Mienen wahrnehmen könne. Aber diese senkte ihr von blonden Locken umwalltes Haupt nur tiefer auf ihre Arbeit, als hätte sie da gerade etwas ganz Feines zu machen. Mit farbiger Seide stickte sie kunstvoll Blumen in schwarzen Sammt.

Der Vater hielt ihr Senken des Hauptes und Verbergen der Augen für ein Zeichen, daß stille Liebe ihres Herzens sich

bemächtigt habe, welche sich zu verrathen fürchte durch irgend ein Wort oder schon durch den Blick, da sie doch nicht hoffen dürfe, den so hochstehenden Geliebten zu erreichen und zu besitzen. Deßhalb glaubte er zur Ermuthigung der Tochter mit seinem eigenen Verlangen und mit des Königs Begehren hervortreten zu müssen. In freudig gehobener Stimmung sprach er also: „Und denke dir, Friedeburg! der ritterliche und doch so fromme König Siegebert hat herzliche Neigung zu dir und will dich zu sich auf den Königsthron erheben, indem er dich als Gemahlin zu besitzen wünscht. Dieses Glück dir zu bereiten und dadurch meine Ehre und mein Ansehen zu mehren, ist mein höchster Wunsch."

Bei diesen Worten des Vaters erschrack Friedeburg sichtbar, so daß alles Blut aus ihren Wangen zu weichen schien. Sie war eben so wenig fähig, ihren Blick zu erheben, als ein Wort zu sprechen; wohl aber fielen große Thränenperlen auf ihre Handarbeit herab.

„Kann mir's denken, wie die freudige Ueberraschung meiner Nachricht dich erbeben macht;" fuhr Vater Gunzo nach einer kurzen Pause fort — „aber dieses Erbeben bei unerwarteter Freude wird bald in gehobene Wonne sich wandeln, die auf Ruhe und Ermuthigung sich gründet. Und in solcher Stimmung befriedigter Liebe wirst du den König Siegebert bei seinem nächsten Besuch empfangen, wo er dich als seine Braut begrüßen möchte."

Noch immer schwieg Friedeburg still, nur reichlichere Thränen gaben Zeugniß von der tiefen Erschütterung ihres Herzens.

„Ich werde also dem König Siegebert sagen, wie sein Antrag deines geheimsten Wunsches laute Zustimmung hat," sagte Herzog Gunzo mit einem fragenden Blick auf seine Tochter, indem er noch vor ihr auf dem Stuhle saß, auf dem er bei Beginn seiner Unterredung mit ihr Platz genommen hatte.

Jetzt erhob Friedeburg ihre thränenfeuchten Augen zum Vater, und indem die Blässe ihrer Wangen einem frischen Roth wich, sprach sie: „Sage dem König das nicht, lieber Vater! es wäre Unwahrheit. — Mein Herz hat sich schon einen Bräutigam erwählt, ich habe mich schon einem Andern verlobt."

In heftigem Zorn sprang bei diesen Worten Herzog Gunzo von seinem Sitze auf und rief: „Freche Dirne! wer ist der Verwegene, daß ich ihm das Herz aus dem Leibe reiße."

Mit sanfter Stimme suchte Friedeburg den wuthschäumenden Vater zu beruhigen, indem sie sagte: „Meine Liebe ist keine sinnliche; mein Bräutigam ist der Himmelskönig, Christus unser Heiland und Erlöser; ihm hab' ich mich verlobt; ihm wünsche ich angetraut zu werden durch den Eintritt in ein Kloster."

Diese Kundgabe stillte allerdings die Wuth des Herzogs und man konnte hören, wie er durch tiefes Athmen seinen Zorn ausschnaufte; allein ein Hohn trat an die Stelle des Zornes, welcher der frommen Friedeburg nicht minder große Schmerzen verursachte, als die Wuth des Vaters, weil dieser

Hohn gegen ihren Seelenbräutigam, den heiligen Christ, eben so gerichtet war, wie gegen sie.

„Himmelskönig! — Bräutigam! Was das für albernes Geschwätze ist. Ich müßte den Herrn Christ verachten, wenn er einem Menschen an irdischer Macht und Größe hinderlich wäre und ein Kind zum Ungehorsam gegen den Vater verleitete." So ließ sich Herzog Gunzo mit sichtbarem Hohn in seinen Gebärden vernehmen und wir merken daraus, wie ächter Glaube und christlicher Geist noch fern war von dem Manne, der doch auch schon dem Christenthume zugesagt hatte.

Seine Tochter Friedeburg erkannte wohl diesen Mangel an christlicher Erkenntniß und christlichem Sinn bei ihrem Vater und reichlich floßen die Thränen aus ihren Augen bei dem Blick auf die spöttischen, höhnenden Gebärden desselben. Gerade diese Thränen erweichten die Härte des Vaters. Er lenkte bald ein und sprach in sanftem Tone: „Es kann nicht sein, liebes Kind, daß der heilige Christ die, welche ihn lieben, nur zu Niedrigkeit und Entsagung verpflichten sollte. Der Ehestand ist von ihm auch in Ehren gehalten und du kannst als christliches Ehegemahl eines mächtigen Königs weit mehr zur Ehre und zum Dienste des heiligen Christ thun, als in einem Kloster. Ueberlege das wohl! und kommt König Siegebert wieder, so wirst du ihm freundlich und liebevoll begegnen. Das ist mein Wille, mein Befehl!" schloß er etwas rauher, als er vorher sprach, und hiemit verließ er das Gemach der Tochter.

Friedeburga kannte genau die Unbeugsamkeit ihres Vaters. Ein Kampf zwischen dem Befehl desselben und zwischen ihrem Herzenswunsch wurde in ihrem Innern jetzt erregt, der sie zu keiner Ueberlegung kommen ließ, geschweige zu einer Ruhe. Sie hatte keinen Menschen in ihrer Umgebung, dessen Beistand in ihrem Seelenkampfe sie hätte zu Hilfe ziehen können. Ihre Dienerinnen durfte sie nicht einmal etwas davon merken lassen, obwohl diese an den bleichen Wangen und an den thränenfeuchten Augen ihrer Herrin merkten, daß ein tiefer Schmerz sie durchziehe. Durch bereitwilligere Dienstbarkeit, durch demüthigere Aufmerksamkeit gaben sie ihre Theilnahme zu erkennen, denn ihre Herrin war ja stets freundlich und gut gegen sie; aber ihren Schmerz zu stillen vermochten sie nicht, wie gerne sie es auch gethan hätten. Nur vor Gott und vor Christo, ihrem Himmelskönig und Seelenbräutigam, schüttete sie ihr Herz aus in andächtigen Gebeten. Darin fand sie nicht nur Beruhigung, sondern auch vorläufige Weisung über ihr Benehmen gegen König Siegebert.

Wie durch eine Erleuchtung aus Himmelshöhen wurde es ihr klar, daß sie die Annäherung des Königs Siegebert, die Gespräche desselben mit ihr benützen müsse, seine Gedanken auf himmlische Dinge zu leiten. War er ja doch selbst frommen Sinnes mit aufrichtigem Herzen, mehr als sein Großvater Chlodowig und sein Vater Theuderich. Vielleicht, so hoffte sie, komme er selbst auf die Ueberzeugung, daß es besser sei, Christo sich ganz zu ergeben, als in irdi=

scher Macht und Herrlichkeit zu glänzen. Wirklich gelang es ihr auch bei mehreren Besuchen des Königs durch ihr sanftes, einnehmendes Benehmen, das eben so viel jungfräuliche Zurückhaltung als christliche Freimüthigkeit an den Tag legte, Gedanken und Gespräche des Königs auf Dinge zu lenken, die mehr das geistige Wohl seiner Unterthanen und die eigene Befestigung im Christenthum bezweckten, als sein nächstes Ziel der Brautwerbung. Wiederholt entfernte er sich von ihr, ohne eine Sylbe von der eigentlichen Absicht seines Kommens sich merken zu lassen. Wenn aber Friedeburg wähnte, ihn durch ihr Benehmen und ihre Gespräche von seiner irdischen Liebe zu ihr abzubringen, so irrte sie sich. Je mehr er ihre Frömmigkeit und ihre geistigen Vorzüge kennen und schätzen lernte, desto wünschenswerther und nothwendiger erschien ihm ihr Besitz und ihre Theilnahme an seiner königlichen Macht. Durch sie hoffte er vor Allem bewahrt zu werden, was ihm und seinem Volk schädlich sein könnte; durch sie hoffte er aber auch am besten berathen zu sein zum eigenen und zu seines Volkes Wohl.

Doch am unruhigsten ward durch die lange Verzögerung der ausdrücklichen Bewerbung von Seiten des Königs um die Hand der Tochter Friedeburg, Herzog Gunzo. Er sagte zuletzt unverholen dem König, daß er seinen Wunsch aussprechen müsse vor Friedeburg; jungfräulicher Zurückhaltung gezieme es nicht, die Hand entgegenzustrecken, ehe nach ihr gelangt werde. Seiner Tochter aber hatte er schon öfters in den ernstesten Ausdrücken gesagt, daß er ohne Rückhalt, ohne

Bedingung und ohne einigen Widerwillen eine bestimmte, deutliche Zusage, ein sichtbar freudiges Ja! von ihr erwarte und verlange, wenn einmal der König seine Werbung um ihre Hand bestimmt vorbringe. Bei diesem Drängen des Herzogs konnte der Tag der Entscheidung nicht mehr ferne sein, und da Friedeburg ihn mit jedem Tag gekommen fürchtete, so wurde sie immer ängstlicher, ihr Seelenkampf immer heftiger. Was Wunder, daß sie bei so mächtiger innerer Aufregung, bei so anhaltendem Flehen zu dem heiligen Christ um bestimmte Kundgebung seines Willens, endlich auch seine himmlische Stimme zu vernehmen meinte?

Es war ihr einstmals, als sie betend, laut flehend auf den Knieen lag und gewisse Weisung begehrte, als hörte sie eine Stimme von oben herab: „Was König Siegebert wünscht, was dein Vater befiehlt, dazu sage: Ja! Es ist dieß der Weg, den ich dich zum ewigen Heile führen will in großer Begleitung.“

Diese Stimme vernahm sie bei hellem Tage, während ihres andächtigen Gebetes. Eben deßhalb war sie nicht in Zweifel, daß diese Stimme vom heiligen Christ selbst kam.

Schon am nächsten Tage erschien Siegebert und brachte seine Werbung um ihre Hand mit Bescheidenheit, aber auch mit Bestimmtheit vor in Gegenwart ihres Vaters.

Ein Blick auf diesen, ein Gedanke an die vernommene himmlische Stimme, konnte ihr lautes, freudiges „Ja!“ nicht lange zurückhalten. Sie sprach es aus mit dem Zusatz: „Es ist so der Wille des Himmelskönigs!“ — „Sein

Wille geschehe allzeit!" fügte Siegebert hinzu, und dieser erfolgreichen Brautwerbung sollte bald ein lautes, offenes Verlobungsfest folgen. So verlangte es die Sitte der Franken.

Zweites Kapitel.

„Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, die das Gute verkündigen."
Röm. 10, 15.

Einige Meilen von Bregenz, am helvetischen Ufer des Bodensees, in dem ehemals römischen Lager Arbor felix, dessen Namen die Barbaren in Arbon verwandelt hatten, stand ein christliches Bethaus, in dem der Presbyter Willimar den Gottesdienst versah. Um's Jahr 609 traten in die Hütte des frommen Mannes zwei Apostel Christi aus dem fernen Irland mit zwölf Schülern. Es waren dieß Columbanus und der aus hochadeliger Familie stammende Gallus. Sie waren über England nach Frankreich zu Schiffe gekommen, und König Siegebert im christlichen Frankenlande bot ihnen nicht nur Gelegenheit, das Evangelium zu predigen, sondern reichte ihnen auch allen Unterhalt in Fülle. Sie wollten aber in Armuth und Entbehrung Christi Kreuz tragen und gingen in das wilde Vogesengebirg, um dort zu predigen. Von da vertrieben, begaben sie sich nach Helvetien; um die Limmat herum verkündigten sie die Lehre vom Kreuz Christi, und als die ergrimmten Heiden den Gallus mit dem

Tode bedrohten, den Columbanus zum Lande hinausgeißelten, setzten sie unentmuthigt ihren Marsch fort an den Bregenzersee. Sie kamen in die Hütte Willimars zu Arbon und dieser erkannte gleich in ihnen Apostel Christi. Erfreut über ihre Ankunft rief er ihnen zu: „Gelobet sei der da kommt in dem Namen des Herrn!"

Die Irländer antworteten gerührt: „Von den Enden der Welt hat uns der Herr versammelt!" Zunächst führte sie Willimar in sein Bethaus und von da in seine Hütte zurück. Vor Tisch betete Gallus so inbrünstig und andächtig, daß sich Willimar der Thränen nicht erwehren konnte. Sieben Tage lang blieben die Männer Gottes bei Willimar; während dieser Zeit unterrichteten sie ihn, denn er war noch wenig bekannt mit den Heilslehren des Evangeliums. Am achten Tage fragte ihn Columban nach einem Orte, wo man eine Zelle für fromme Uebungen bauen könne ohne von Menschen gestört zu werden. Er sagte ihnen nun einen Ort, an dem Spuren alter Gebäude sich befinden und wo Anbau des Bodens guten Ertrag hoffen lasse; rings herum thürmen sich hohe Berge auf und darüber ziehe sich eine öde Wüstenei hin. Der Ort heiße Brigantium und ehemals sei schon ein Bethaus der heiligen Aurelia dort gestanden, allein die heidnischen Alemanen machten daraus einen Tempel für ihre Götzen, und aus einem großen Kessel in demselben bringen sie Bier ihrem Gotte Wodan zum Opfer.

Dahin verlangten nun die frommen Irländer und Willimar bereitete ihnen einen Kahn, auf dem er mit seinem

Diakon seine Gäste unter lauten Lobgesängen an den genannten Ort hinsteuerte. Der Ort gefiel ihnen und sie bauten sich Hütten um das Bethaus der heiligen Aurelia. In diesem selbst aber fanden sie die Götzenbilder der heidnischen Alemanen und diese sagten ihnen: „Das sind unsere ursprünglichen Götter, die alten Hüter dieses Ortes; ihnen verdanken wir bis auf den heutigen Tag Schutz und Wohlsein."

Bald kam ein großes Götzenfest, wozu Männer, Weiber und Kinder herbeiströmten. Es trieb sie aber auch Neugierde herbei, denn sie hatten gehört von den sonderlichen Fremdlingen, die sich dort niedergelassen hätten. Gallus predigte den Heiden nun den wahren Gott. Er verkündigte ihnen den Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde; den Sohn Gottes, in welchem Heil, Leben und Auferstehung der Todten ist. Mit Aufmerksamkeit lauschten die Heiden seiner begeisterten Rede. Da Gallus diese Aufmerksamkeit wahrnahm, ergriff er zum Beweise der Ohnmacht und Nichtigkeit ihrer Götzen diese und zerschlug sie mit einem Stein. Die Trümmer derselben warf er in den See. Der Bierkessel schien von seinem bloßen Anhauche zersprungen zu sein.

Etliche der Heiden bekehrten sich zu dem lebendigen Gott und bekannten ihre Sünden; andere aber gingen fort, ergrimmt über die Zertrümmerung ihrer Götzen. Columban ließ den Tempel mit Weihwasser besprengen und weihte ihn unter Gebet und Gesang seinem ursprünglichen Herrn.

Die Reliquien der heiligen Aurelia wurden dem Altar wieder eingefügt und sofort las er auch Messe. Fröhlich gingen die gläubig Gewordenen auseinander. —

Hier bauten sich die Fremdlinge auch eine Zelle, reuteten den Wald aus, legten Gärten an und pflanzten Fruchtbäume. Gallus strickte Netze und fing damit so viele Fische, daß nicht nur die Brüder immer Vorrath hatten, sondern daß das umwohnende Volk damit beschenkt werden konnte.

Ohne Anfechtung blieben sie bei ihrem Werke nicht. Wir erfahren, daß diesen Christen die heidnischen Götzen als Werkzeuge des Satans, als böse Geister Anfechtungen bereiteten.

Denn als Gallus einmal in stiller Nacht am Ufer des See's stand und seine Netze ins Wasser warf, glaubte er einen bösen Geist zu hören, der von der Höhe der Berge herab mit lauter, rauher Stimme einen andern Geist aufrief, welcher in der Tiefe des See's sich befand. Dieser antwortete: „hie bin ich!“ Da sprach der auf der Höhe: „Wohlan denn, so erhebe dich zu meiner Hilfe, auf daß wir jene Fremdlinge vertreiben, die, aus der Ferne kommend, meine Bilder im Tempel zerbrachen und das Volk, das mir diente, zu sich gewendet haben! Auf, laß uns die gemeinsamen Feinde über die Grenzen jagen!“ — Der im See antwortete: „Wehe! daß du die Wahrheit sprichst, das erfahre ich an mir selbst; denn Einer von ihnen verödet mein Reich und seine Netze vermag ich nicht zu zerreißen.

Auch kann ich ihn nicht täuschen, denn er ruft immer den wahren Gott an."

Gallus verwahrte sich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes und bedräute die Teufel im Namen Christi. Er eilte aber zu Columban in die Zelle und erzählte diesem, was er gehört. Dieser ließ noch in der Nacht die Brüder zusammenkommen und fing an mit ihnen zu beten. Bald vernahmen sie ein gräßliches Geschrei der bösen Geister, die klagend über die Gipfel des Gebirges hinzogen und sich entfernten.

Jetzt stieg von einer andern Seite Gefahr für sie auf. Die Heiden waren noch immer erzürnt über die frommen Männer und sahen mit Widerwillen die Fortschritte, die ihre Lehre unter ihren Stammesgenossen machte. Sie kamen deßhalb zu Herzog Gunzo und beklagten sich, daß die Christenkolonie die öffentliche Jagd sehr gefährde. Gunzo entzog nun den Boten Christi seinen Schutz und befahl ihnen abzuziehen. Ja einzelne Heiden vergriffen sich auch an dem Eigenthum der christlichen Brüder und zwei von diesen fand man eines Tages im Walde erschlagen. Das sahen sie als ein Zeichen an, daß sie die Gegend verlassen müssen, wie schwer es ihnen auch ankam, diese der heidnischen Finsterniß zu überlassen. Doch Gott fügte es anders. Columban zog zwar über die Alpen zu Agilulph, dem König der Longobarden; aber Gallus wurde von einem Fieber befallen und mußte bei Willimar zu Arbon bleiben. Zwei seiner Gehilfen, Magnoald und Theodor pflegten ihn, und allmählig genas

er wieder. Er sah seine Krankheit und die Nöthigung zum Zurückbleiben als einen Wink von Gott an, das Land nicht zu verlassen. Hiltibold, der Diakonus des Willimar, war ein rüstiger Mann, der neben seiner geistlichen Beschäftigung auch das Waidwerk fleißig betrieb und dadurch genaue Kenntniß des Landes in weitem Kreise hatte. Bei diesem erkundigte sich Gallus nach einer wasserreichen Gegend, wo auch ein gutes, ebenes Land wäre. Hiltibold sagte ihm: „Ich kenne wohl eine Einöde, die reich an Wasser ist; aber sie ist auch wüst und rauh, umgeben von hohen Bergen, zwischen denen enge Thäler sind. Reißende Thiere, Bären, Eber und Wölfe hausen dort. Von solchen Feinden möchtest du bald zerfleischt werden, wenn ich dich hinführe."

Gallus ließ sich durch diesen Bericht nicht abschrecken. So nahmen sie denn Brod in ihre Taschen und ein kleines Netz in die Hand und zogen in die Wüste. Eines Morgens in aller Frühe begannen sie ihre Reise über die Berge, die hinter Arbon liegen und durch dichte Wälder, bis sie in ein enges, hoch gelegenes Thal kamen, das sich an die Vorhügel der Alpsteinskette hängt. Hier kamen sie an einen schönen Wasserfall des Flüßchens Steinach, fingen Fische, brieten und aßen sie. Als sie weiter gingen, strauchelte Gallus und fiel in die Dornen. Hiltibold wollte ihn aufheben, aber er sagte: „Laß mich liegen, es ist Gottes Wille, daß ich hier bleibe." Der Diakonus fischte nun in der Steinach. Da erhoben sich zwei böse Geister in der Gestalt nackter Wasserweiber aus dem Grunde des Wassers, schmähten den Diakon,

daß er den Fremdling hieher gebracht habe und warfen ihn mit Steinen. Gallus bedräute sie im Namen der heiligen Dreieinigkeit; sie wichen auf die Berge, und von dorther hörte man sie in traurigen Frauenstimmen wehklagen.

Jetzt weihte Gallus den Platz, wo er niedergestürzt war, mit Beten und Fasten ein und bezeichnete die Stelle mit einem Kreuze von einer Haselstaude. Darauf setzte er sich hin, um Speise zu sich zu nehmen. Da nahte sich ihm ein Bär, dem er anmerkte, daß er hungrig sei. Gallus reichte ihm von seinem Brode und der Bär zeigte sich von nun an ganz zahm.

Noch einmal kehrte er nach Arbon zurück, nahm Abschied von Willimar und zog mit seinen zwei Genossen, Magnoald und Theodor, an den ausgewählten Ort seiner künftigen Bestimmung. Da lichteten sie den Wald und bauten eine Hütte an derselben Stelle, wo jetzt die Sanct Gallen-Kapelle steht.

Drittes Kapitel.

„Meine Tochter wird von dem Teufel übel geplagt."
Matth. 15, 22.

Das Verlobungsfest des Königs Siegebert mit Friedeburg, der einzigen Tochter des Herzogs Gunzo, ward zu Iburninga, in Anwesenheit der Großen des fränkischen Reiches mit großer Pracht gefeiert. So wünschte es besonders Herzog Gunzo; denn in seiner Tochter, als Verlobten

des Königs, mußten die Herzoge, Grafen und Ritter des großen Reiches auch ihm ihre Huldigung bringen, obwohl das bei den Meisten nur mit innerem Widerstreben und Neid geschah. Ging Herzog Gunzo dabei stolz und mit erhobenem Haupte einher, so sah man dem König Siegebert die Seelenfreude an, die er in der Liebe und im Besitz der durch Körperschönheit und freundliches Benehmen strahlenden Braut fühlte. Gerade das sanfte, bescheidene und demüthige Verhalten der Braut erhöhte ihren Glanz und die Bewunderung der Anwesenden. Jedermann hielt dieß für jungfräuliche Tugend; Niemand merkte darin einen Kampf ihres innern Zustandes mit ihrer äußern Bestimmung. Und dieser Kampf war gerade bei dem heutigen Verlobungsfeste eingetreten.

Mitten in der Freude des Tages war der Gedanke in ihr aufgestiegen, es könnte Täuschung gewesen sein, da sie die Stimme hörte: „Was König Siegebert wünscht, was dein Vater befiehlt, dazu sage „Ja!" — Mit aller Kraft des Geistes kämpfte sie gegen diesen Gedanken, aber so oft sie ihn auch zurückgedrängt hatte, immer stieg er, wie ein böser Geist, wieder aus der Tiefe ihres Gemüthes hervor. Es kostete ihr eine fast übermenschliche Anstrengung, den Kampf zwischen der äußern Darstellung, wie sie die Verlobungsfeier forderte, und zwischen ihrer innern Stimmung zu bestehen. Als das Fest vorüber und der Bräutigam mit seinem Gefolge abgereist war, sank sie auf ihrem Zimmer wie erschöpft zusammen, und ihre Dienerin hatte Mühe, sie

auf eine Ruhebank zu bringen. Zum Glück schrieb diese die Ermattung ihrer Herrin der äußern Anstrengung zu, die sie bei Hinnahme der vielen Glückwünsche und der dabei gepflogenen Gespräche hatte, und von ihrem innern Kampf ließ sie auch ihrer vertrautesten Dienerin nichts merken. Ja als diese meinte, sie wolle dem Herzog melden, daß die königliche Braut schwach sei und krank zu werden fürchten lasse, sagte sie: „Nein, Irmina! keinem Menschen, und auch meinem Vater nicht, sage etwas davon, daß ich mich schwach fühle. Gebet und Ruhe der Nacht wird mich stärken."

„Wird wohl nöthig sein," bemerkte die Dienerin Irmina, „denn da der Bräutigam bald Hochzeit halten will, so ist Kräftigung und Ermuthigung für die hohe Braut vor Allem nöthig." —

„Hochzeit!" seufzte Friedeburg und ein paar große Thränen rollten aus ihren blauen Augen über die bleichen Wangen herab. „Laß mich allein, Irmina!" fuhr sie gefaßter fort, „morgen werde ich mit Hilfe des heiligen Christ frisch und stark sein." Irmina machte sich noch Einiges zu schaffen bei dem Auskleiden der Herrin und entfernte sich dann. Sobald diese das Gemach verlassen hatte, fiel Friedeburg auf ihre Kniee und betete unter reichen Thränen.

Da der Inhalt ihres Gebetes Niemand als ihr selbst und Gott bekannt wurde, so können auch wir nichts darüber berichten. Doch was wir in der Folge hören werden, dürfte uns kaum in einem Zweifel lassen über das, worüber sie ihre Herzenswünsche und Herzensfragen Gott vortrug.

Friedeburg war nämlich am Tage nach ihrer Verlobungsfeier keineswegs gesund, sondern ein heftiges Fieber fesselte sie ganz an das Lager. Sie wollte Niemand zu sich lassen, als ihre Dienerin Irmina, und da ihr Vater hörte, daß nur ein leichtes Fieber sie befallen habe, so drängte er auch nicht sonderlich, sie zu sehen und zu sprechen, sondern ging mit hohen Entwürfen über künftige Ausbeutung seines Einflusses auf den königlichen Schwiegersohn in den Wald, zu jagen.

Mit Friedeburg aber wurde es von Tag zu Tag schlimmer. Ihr Fieber steigerte sich zu hitzigem Phantasieren, wobei wirre Bilder sie zu verworrenen Aeußerungen trieben, die der Dienerin Irmina eben so unverständlich als bedenklich erschienen. Sie sprach in ihrer Fieberhitze von Betrug, den man ihr spielte. „Nicht Gottes Stimme!" schrie sie, „des Hatto Stimme!" Hatto aber war der vertrauteste Diener ihres Vaters. „O heiliger Christ, wie konnte ich dir so leicht untreu werden!" seufzte sie ein ander Mal tief auf. Wollte Irmina sich ihr nahen und mit sanften Worten sie aus ihren Fieberträumen wecken, so schrie sie: „Schlangen, Schlangen! Teufel, Götzen, laßt mich los, weichet! Im Namen des Dreimalheiligen befehle ich euch: weichet!" In lichten Stunden fühlte sie sich körperlich sehr schwach, und doch wollte sie nichts genießen zur Stärkung, sondern behauptete, durch Beten und Fasten könne sie allein gesund werden. Sie sprach da auch von bösen Träumen, die sie habe, und von teuflischen Gesichten, die ihr im Schlafe vor-

schweben. Dabei bat sie die Dienerin, doch ja Niemand von dem Mittheilung zu machen, was sie etwa im Traume spreche. Aber der Herzog drang mit ernstem Befehl in Irmina, ihm über den Zustand der Tochter genauen Bericht zu erstatten. Und da er hörte, daß diese heftiges Fieber habe und öfters wirre, unverständliche Worte spreche, so ließ er sich nicht länger zurückhalten, sondern trat zu der Kranken ein.

Sichtlich erschrack Friedeburg bei dem Eintritt ihres Vaters, aber gerade sein unerwarteter Eintritt erweckte sie aus dem Fieberwahn, in dem sie eben noch lag. Klar und bestimmt waren ihre Antworten auf seine Fragen, und er konnte sich dadurch überzeugen von ihrer Schwäche, aber auch davon, daß ihr Zustand so bald nicht zulassen werde, die so sehr erwünschte Hochzeitsfeier mit König Siegebert anzuordnen.

„Zu keiner ungelegeneren Zeit hätte diese verwünschte Krankheit kommen können,“ sagte er nach kurzer Unterredung mit der Tochter in ärgerlichem Tone.

Friedeburg schwieg still und ihre Augen schwammen im Thränenglanze.

„Nicht länger darf dem König, deinem Bräutigam, die Nachricht von deiner Krankheit vorenthalten werden. Was soll ich ihm von dir melden lassen?“ fragte er mit forschendem Blicke.

„Er möge sich in Gottes Schickung geduldig ergeben,“ antwortete mit schwacher Stimme die Gefragte.

„Aber du solltest dich in jugendlicher Kraft über das erheben, was du Gottes Schickung heißest, und deiner schmerzlichen oder traurigen Empfindungen Meister werden;" fiel ziemlich barsch der Vater ein.

Sowohl der barsche Ton, als ganz besonders die unchristliche Aeußerung des Vaters, die nicht undeutlich merken ließ, daß er von Gott nur geringschätzig denke und den Menschen über Gott stelle, erschütterte die Kranke in einer Weise, daß sie in eine Ohnmacht sank. Dadurch geängstigt, eilte er zur Thüre hinaus und sandte schleunig nach einer „weisen Frau," die in Iburninga wohnte und unter den Heiden als eine Heilkundige galt. Heiden waren aber, wenn auch verborgen, noch viele unter den Christen, und auch bei diesen war nicht selten der heidnische Aberglaube noch mächtiger, als der christliche Glaube. Diese „weisen Frauen," in andern deutschen Gegenden und Stämmen unter dem Namen Druiden bekannt, woher später die unheimlichen Plagegeister der Menschen, die gespenstigen Druden, ihren Namen hatten, wußten nicht nur durch Tränke aus Kräutern, sondern auch durch Zaubersprüche die Krankheiten zu vertreiben.

Dem Befehle des Herzogs leistete sie schnell Gehorsam und trat eben unter dem Schutz dieser Macht keck in das Gemach der kranken Friedeburg. Diese lag mit geschlossenen Augen, wie im Schlummer, da; weßhalb die Frau leise, Zauberformeln murmelnd, vor ihr Bett trat, ohne sich von Irmina zurückhalten zu lassen. Aber bald schlug Friedeburg

die Augen auf und als sie die ihr wohlbekannte Heidin vor sich stehen sah, brach sie in einen lauten Schrei des Entsetzens aus. Sie bekam förmlich Krämpfe, wandte sich zur Seite und rief: „Hebe dich weg von mir, Satan! hebe dich weg.“

Irmina befahl nun der Heidin, sich zu entfernen; aber diese blieb in einer eisernen Ruhe stehen und berief sich auf den Befehl des Herzogs, der sie hieher bestimmte; nur auf seinen Befehl werde sie sich entfernen.

Eine hagere Gestalt, mit langen, über die Schultern herabwallenden halbgrauen Haaren, die nur unmittelbar an dem Scheitel mit einem Bande zusammengeknüpft waren; ein zwischen weiß und gelb schillerndes Kleid in breitem Faltenwurf vom Halse bis zu den Knöcheln reichend, aus dessen kurzen, flatternden Aermeln schwarzbraune, dürre Arme mit krallenartigen Fingern hervorragten, stand sie vor dem Bette der Kranken, die nackten Füße auf festgebundenen Sandalen ruhend — ein Schreckensbild auch für Gesunde, für kranke, in heißem Fieber liegende Personen, wie Friedeburg, eine Dienerin des Fürsten der Hölle. —

Sowie Friedeburg ihr Haupt drehte und die Heidin noch stehen sah, schrie sie abermal in schrillendem, durchdringendem Tone: „Weg, weg, fort, fort!“ War der Herzog Gunzo in der Nähe, oder drang das Geschrei seiner Tochter auch in sein entlegenes Gemach — in voller Angst stürzte er zur Thüre herein; — er sah, daß der Zustand seiner Tochter an bewußtlose Raserei grenze, daß die Nähe der

Heidin sie in diesen Zustand brachte, er mußte sich als die Ursache davon anklagen, weil er die Zauberin zu ihr schickte, er war erschüttert über das, was er angerichtet hatte, und befahl sogleich der Heidin, daß sie das Gemach verlasse. Sowie diese zur Thüre hinaus war, wurde Friedeburg ruhiger und ihr Vater nahte sich ihr mit sanften, liebkosenden Worten. Allein sie war so schwach, daß ihre Sinne geschlossen zu sein schienen für äußere Einwirkungen; sie hörte den Vater nicht und sah ihn nicht. Dabei bewegte sie ihre Lippen und flüsternd sprach sie: „Dank dir, heiliger Christ, daß du den Versucher von mir getrieben, schütze mich auch ferner durch deinen allmächtigen Arm vor dem Betrug!" So lispelnd verfiel sie in einen Schlummer, aus dem sie der Vater nicht wecken wollte. War er ja doch selbst ganz gebeugt über den Zustand, in dem er die Tochter sah. Er befahl der Dienerin, ihm es sagen zu lassen, wann Friedeburg erwacht sei. Aber im Weggehen sprach er leise zu sich: „Betrug war ihr letztes Wort, sollte sie etwas gemerkt haben?"

Eine Unruhe drückte sich in seinem ganzen Wesen aus, die ihn zu keinem Plan, zu keinem Entschluß kommen ließ. Aber das wurde ihm zuletzt klar, daß er dem König Siegebert von der bedenklichen Krankheit der Braut Nachricht bringen oder schicken müsse. Denn ein Aufschub der Hochzeitfeier war nöthig. Die Kunde von der eingetretenen Krankheit der Braut wurde dem König Siegebert durch einen verlässigen Boten des Herzogs Gunzo gebracht; denn dieser

selbst wollte nicht abwesend sein, wenn etwa seine Tochter in ruhigem Selbstbewußtsein erwachen würde, so daß er mit ihr sich besprechen und den Grund ihrer Aufregung erforschen könnte.

König Siegebert ward sehr betrübt durch die erhaltene Kunde von der Krankheit der geliebten Braut, und hätte es die Sitte erlaubt, er wäre sogleich zu ihr hingeeilt. Aber den besten Arzt, den er in seiner Umgebung hatte, einen Kenner aller heilsamen Kräfte, die in den Pflanzen liegen, entsandte er zur Kranken. Und dieser nahm auch gleich einen Vorrath seiner gesammelten Kräuter mit, um die Tränklein daraus bereiten zu können, denen, wie er meinte, alle Uebel weichen müssen.

Aber auch dieser konnte seine Kunst bei Friedeburg nicht in Anwendung bringen. Denn kaum war er in ihr Gemach gebracht, so fing sie an, sich zu bekreuzen und den wahren Gott, sowie seinen eingebornen Sohn sammt dem heiligen Geist laut anzurufen um Schutz gegen Teufelslist und seiner Knechte Kunst. Und wollte der Vater sich nahen und ihr begreiflich machen, daß der Mann ein vom König, ihrem Bräutigam, abgesandter Arzt sei, so wandte sie sich ab und rief: „Betrug, Betrug, eitel Betrug!“

Es war zu fürchten, daß die Aufregung und Erschöpfung, in die sie durch die Nähe des Heilkünstlers fiel, Gefahr für ihr Leben bringe; daher entfernte sich dieser mit dem Herzog Gunzo. Diesem versicherte der Arzt, daß bei Friedeburg nicht eine Krankheit gewöhnlicher Art Platz gegriffen habe,

sondern ein böser Geist in ihr wohne. Die Wahrheit dieser Ansicht wurde immer mehr erkannt, und ihr Vater, wie das ganze Volk glaubte zuletzt, daß sie von einem bösen Geist besessen sei.

Davon wurde auch König Siegebert in Kenntniß gesetzt und seine Trauer über diesen Zustand seiner geliebten Braut war tief und aufrichtig. Er sandte die frömmsten seiner Priester zu ihr, welche den bösen Geist in ihr bannen, ihn austreiben sollten.

Herzog Gunzo murrte gegen Gott, daß er dem bösen Geist über seine Tochter so viel Macht lasse und ihn nicht austreibe; sie sei doch gewiß eine fromme, tugendsame Jungfrau und eifrige Christin, und diese von einem bösen Geist so plagen lassen, sei doch wohl ein Beweis der Ungerechtigkeit oder Ohnmacht des Gottes, den man als allmächtig und allgütig ihm darstellte.

In dieser Weise ließ er sich vernehmen vor den Priestern, welche König Siegebert zur Heilung seiner Braut geschickt hatte, und es fruchtete wenig, daß diese dem Herzog vorstellten, wie man die Wunderwege Gottes nicht immer gleich zu erkennen vermöge, und eben deßhalb sie mit Geduld gehen müsse; zuletzt führe der Allweise doch Alles herrlich hinaus. —

Aber mit Entsetzen mußten diese bei ihrem Eintritt zur kranken Friedeburg alsbald hören, wie der böse Geist in ihr sie verspotte und verhöhne. Deutlich war zu vernehmen, daß eine fremde Stimme aus Friedeburg spreche.

Nicht bloß Worte des Spottes und Hohnes gegen die Priester ließ der böse Geist aus dem Innern Friedeburgs heraus hören, auch Worte der Lästerung sprach er aus gegen Gott und seinen Eingebornen. „Sie ist mein Eigenthum, meine Braut," — hörte man in einem wüsten, kreischenden Tone sprechen — „weder der, welcher sich rühmt, die Werke des Teufels zerstört zu haben, noch weniger König Siegebert, der unterwürfige Diener des Gekreuzigten, hat einen Theil an ihr. Ich, ich besitze sie." —

Schrecken und Grauen ergriff bei diesen Worten die Priester, und je mehr sie sich bekreuzigten, je lauter sie Beschwörungsgebete sprachen, desto grausamer tobte der böse Geist in Friedeburg, desto gewaltiger riß und warf er sie auf ihrem Lager herum. Aus Fürsorge, ihr nicht mehr Schaden zu bereiten, verließen sie das Zimmer.

Wie Irmina berichtete, die nun allein bei Friedeburg blieb, hatte diese jetzt einige Zeit Ruhe, und sie athmete tief auf, wie ein Mensch nach großer Anstrengung oder schnellem Lauf.

Aber so oft sich Jemand mit freundlicher Anrede ihr nahte, oder eine Frage an sie stellte, fieng der böse Geist in ihr wieder an zu spotten, zu lästern, zu toben und zu rasen. Dabei genoß sie von Speise und Wasser so wenig, daß man sich wundern mußte, wie sie bestehen und leben könne.

Wiederholt kam König Siegebert, um sich nach der Braut zu erkundigen, sie zu sehen. Aber sobald er ihrem Gemach sich näherte, — seine Liebe zu ihr, sein Mitleiden

mit ihr hatte die Macht der Sitte überwunden und bei Seite gesetzt, — gerieth sie in Toben und Rasen, so daß es schien als wollte der böse Geist in ihr sie tödten. Traurig, aber festhaltend an seiner Liebe und an der Hoffnung, entfernte sich der König immer wieder. Herzog Gunzo gerieth über den Zustand der Tochter und über die dadurch herbeigeführte Verzögerung ihrer Hochzeit mit König Siegebert fast in Verzweiflung. Seine Dienerschaft konnte öfters, wenn er sich unbelauscht meinte und seine Gedanken laut werden ließ, Vorwürfe desselben gegen sich hören, womit er sich die Schuld der traurigen Erkrankung seiner Tochter selbst beimaß. Und je länger der traurige Zustand derselben währte, desto niedergeschlagener wurde er. Oefters schlich er ganz leise in das Gemach der Kranken und sah mit einem Blick auf die Schlummernde, der tiefe Zerknirschung verrieth. Am schmerzlichsten berührte es ihn, daß Friedeburg immer unruhig wurde, wann sie seine Nähe bemerkte. Aus Besorgniß, diese Unruhe möchte sich zum Toben steigern, entfernte er sich, so bald sie unruhig wurde; und doch hätte er so gerne mit ihr gesprochen. Nach einiger Zeit geschah es einmal, daß sie aus ihrem Schlummer erwachte, ohne durch die Nähe des Vaters in Unruhe zu gerathen. Mit einem milden, freundlichen Blicke sah sie diesen an, und er wurde dadurch so erfreut und ermuthigt, daß er in die bittenden Worte ausbrach: „O sage mir liebes Kind! was ich thun kann und thun soll, dich von deinen Leiden zu befreien.“ —

Mit schwacher Stimme antwortete sie: „Gallus, der

fromme Diener des heiligen Christ, kann mir Hilfe bringen." Kaum aber hatte sie diese Worte gesprochen, so verfiel sie wieder in ein Toben und Rasen, wobei sie gewaltsam auf ihrem Lager herumgeworfen wurde. Die wüste Stimme des bösen Geistes in ihr rief zornig: „Nein, nein, es ist Lüge! Gallus kann mir auch nicht helfen. Der in mir ist mächtiger als Gallus. Fort, fort von hier!"

Gebeugt und voll innern Grauens entfernte sich der Herzog. Es war ihm deutlich geworden, daß sie in kindlicher Liebe ihm zugethan sei, daß aber ein böser Geist in ihr sich zwischen Tochter und Vater stelle. Einen Entschluß faßte er aber jetzt, zu dessen Ausführung er sofort schritt.

Viertes Kapitel.

„Aber diese Art fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten."
Matth. 17, 21.

Gallus war mit seinen zwei Schülern, Magnoald und Theodor, an dem Ort, wo er sich zuerst eine Hütte erbaute, nicht in Unthätigkeit geblieben. Vom Kämmerer des Königs, Talto, und vom Könige selbst hatte er die Einöde als Eigenthum erhalten, und er machte nicht bloß Land urbar an der Steinach, sondern baute auch ein Gotteshaus, und um dasselbe herum Zellen für zwölf Brüder. Bald versammelte er auch eben so viele Bewohner derselben um sich, welche er in Gottes Wort unterrichtete und in aller Gott=

seligkeit übte. Sein gutes Beispiel war der beste Lehrmeister. Aber auch dieser Wirkungskreis war ihm noch zu enge. Er suchte weit herum in der Gegend die Leute in ihren Wohnungen auf, lehrte, predigte, heilte, stieß die Bilder der Götzen um und brachte das Volk von ihrem eiteln Dienste ab. Mit Recht nennt man ihn deßhalb den Apostel der Alemanen.

In den Tagen, da Friedeburg zu Iburninga ihn als ihren Retter bezeichnete, war er gerade mit seinem Schüler Magnoald auf Besuch bei seinem alten Freunde Willimar in Arbon.

Herzog Gunzo, der ihn ehedem aus seiner ersten Niederlassung bei Bregenz vertrieben hatte, war nun auf die Aeußerung seiner kranken Tochter zu dem Entschluß gebracht, den Mann Gottes zu sich an seinen Hof zu berufen. Von seiner Ansiedlung und segensreichen Thätigkeit an der Steinach hatte er längst Kunde erhalten. Er schickte deßhalb zwei Boten an ihn mit der dringenden Bitte, daß er zu ihm kommen und längern Aufenthalt an seinem Hofe nehmen möge; die früher ihm angethane Unbill soll reichlich gut gemacht werden. Als diese Boten bei der Wohnstätte des Gallus ankamen, war dieser noch bei Willimar in Arbon. Sein Schüler Theodor machte sich mit ihnen dahin auf den Weg, und als sie ihn getroffen hatten, trugen sie die Bitte ihres Herrn ihm vor. In der ersten Anregung seiner christlichen Dienstfertigkeit sagte er zu, nur müsse er vorher mit seinen beiden Schülern nach Hause, um dort mehrere An-

ordnungen zu treffen für die Zeit einer längern Abwesenheit. Fröhlich über den guten Erfolg ihrer Sendung reisten die Boten des Herzogs Gunzo der Heimat zu. Ihre Fahrt über den See von Arbon aus nach Iburninga ging glücklich von statten, und die Botschaft, die sie brachten, von der baldigen Ankunft des frommen Gallus erregte beim Herzog große Freude. Der Zustand Friedeburgs war in der letzten Zeit wieder ein sehr trauriger. Durch beständiges Toben und häufiges Lästern des Dreimalheiligen und besonders seines treuen Dieners, des Gallus, wurde sie selbst sehr abgemattet, und ihr Vater gerieth in große Sorge um sie. Nur einmal konnte ihre Dienerin Irmina in einer ruhigen und lichten Stunde ihr die Nachricht geben von der baldigen Ankunft des Gallus. Die Freude, welche Friedeburg darüber bezeugte, war kurz, und mit doppelter Gewalt trieb sie der böse Geist dafür in tobsüchtige Gotteslästerung.

Die Ankunft des Gallus verzögerte sich wider Zusagen und Erwarten, worüber Herzog Gunzo in die äußerste Unruhe und Sorge gerieth. Abermals sandte er Boten ab, die gemessensten Auftrag hatten, den Mann Gottes gleich mitzubringen.

Wie erschracken diese, als sie bei ihrer Ankunft vor der Hütte des Gallus von den übrigen Ansiedlern hörten, der Mann Gottes sei mit seinen beiden Schülern schon vor mehreren Tagen fort, ohne zu hinterlassen, wohin. Einige Zeit vor seiner Abreise sei er im Gotteshause Tage und Nächte hindurch in Fasten und Beten vor Gott auf den

Knieen gelegen. Die Boten des Herzogs Gunzo waren nun in der größten Verlegenheit. Ohne Gallus sollten sie nicht zurückkehren, und doch wußten sie weder, wo sie ihn suchen sollten, noch wo sie ihn finden würden. In ihrer Verlegenheit machten sie sich auf den Weg nach Arbon zu Willimar, vielleicht wisse dieser etwas von dem Aufenthalt des Gallus. Aber auch dieser war ganz erstaunt darüber, daß Gallus nicht in Iburninga sei, und wußte von seinem gegenwärtigen Aufenthalt nicht das Geringste, konnte sich auch gar nicht denken, was ihn von seinem Entschluß und Versprechen, zu Herzog Gunzo sich zu begeben, abbrachte.

Da die Boten nicht wagten, nach Hause zu gehen, so rieth ihnen Willimar, vorerst in Arbon zu bleiben, er selbst aber machte sich auf den Weg, den Gallus zu suchen. Daß er nach Süden gezogen sei, konnte er vermuthen. Denn nur plötzlich aufgestiegene Furcht, es möchte Herzog Gunzo Schlimmes mit ihm vorhaben, konnte ihn abgehalten haben, sein Versprechen zu erfüllen. Hatten ja des Herzogs Boten bei ihrer ersten Sendung keinen Auftrag, zu sagen, daß er die kranke Friedeburg heilen solle. Willimar gieng deßhalb von Arbon aus an den Ort der Ansiedlung des Gallus, nach dem heutigen St. Gallen. Dort erfuhr er von den Schülern und von den neubekehrten Christen des Gallus wenigstens Andeutungen, die ihn nach dem Süden ins Rheinthal wiesen. Ueber hohe, mit Wald bewachsene Berge kam er nach mühsamer Reise in die sennische Einöde im Rheinthal. In einem Dorfe, das heut zu Tage Sennwald heißt, erhielt er

sichere Kunde, daß Gallus mit seinen zwei Schülern hier gewesen sei, aber nach kurzem Aufenthalt sich in das alte churische Rhätien begeben habe. Er erfuhr auch, daß dort in Quaradaves (Grabs) ein Christendiakon lebe, und hoffte, bei diesem Näheres über Gallus zu erfahren. So wanderte er noch weiter im Rheinthal fort bis nach Quaradaves. Hier traf er aber den Gesuchten. Er wohnte mit dem Diakon Johannes daselbst in einer Höhle und erstaunte nicht wenig, als sein alter Freund von Arbon am Bodensee eintrat. Willimar hielt ihm ernstlich sein begangenes Unrecht vor, daß er sein Versprechen nicht gehalten habe. Allein Gallus sagte, daß er wiederholt eine nächtliche Erscheinung gehabt, die ihm offenbarte, daß er in Iburninga einen schweren Kampf zu bestehen haben werde, der leicht ganz gefährlich für ihn ausfallen könne. Er habe nun Tag und Nacht Gott im Gebet angefleht, ihm doch kund zu thun, ob er dieser Gefahr sich unterziehen oder entfliehen solle. Und dieselbe nächtliche Erscheinung habe ihm Weisung gegeben, zu fliehen. Denn Herzog Gunzo habe nichts Gutes gegen ihn im Sinne.

Mit Aufmerksamkeit hörte Willimar diesen Bericht an und sprach dann: „Ich glaube, daß du vom Satan verblendet und betrogen wurdest." Nun berichtete er, in welch' traurigem Zustande die fromme Tochter des Herzog Gunzo sei. Sie selbst habe in einer von ihrem Plagegeist freien Stunde geäußert, daß nur der Gottesmann Gallus sie von dem bösen Geist, der sie quäle, befreien könne, und ihr Vater, der herzlich betrübt sei wegen seiner Tochter, die noch

dazu der fromme Frankenkönig Siegebert ehelichen wolle, wünsche nun nichts sehnlicher, als daß Gallus komme und seine Tochter von ihrem Peiniger befreie. „Daraus kannst du entnehmen, lieber Bruder Gallus!“ schloß Willimar, „daß die Erscheinung, die du hattest, keine himmlische, sondern eine höllische war. Denn der Satan fürchtet nicht nur, daß du ihm seine Gewalt über Friedeburg nehmen, sondern ihm überhaupt großen Abbruch thun werdest unter den Alemanen, die noch zu einem großen Theil Heiden sind.“

Auch der Diakonus Johannes stimmte dem Willimar bei, und mit einander beredeten sie den Gallus, sein Wort zu halten und zur Befreiung Friedeburgs von ihrem Plagegeist nach Iburninga zu reisen.

Sie stellten ihm vor, was er da zur Ehre Gottes und seines Gesalbten in der Kraft des heiligen Geistes, der in ihm walte, Großes thun könne, und wie er dadurch zur Verbreitung des Reiches Christi wirken und selbst in Ansehen gelangen könne.

Gerade mit dem letzten Punkt machten sie den demüthigen Gallus wieder unschlüssig. Denn er wollte nicht Reichthum und gute Tage für sich haben, sondern stets in Armuth und Entsagung leben. Man erwiderte ihm, daß er das gleichwohl thun könne, er dürfe nur die Macht und die Schätze, die er erwerben werde, zum Besten der Armen und der Kirche anwenden.

Endlich gab Gallus nach und gieng mit Willimar und seinen zwei Schülern zurück zuerst in seine Ansiedlung, wo

seine Rückkunft große Freude erregte, und dann nach Arbon. Die Reise war eine beschwerliche und weite. Von da fuhr ihn Willimar auf einem Kahn nach Iburninga und die beiden Boten des Herzogs Gunzo kehrten mit ihnen freudig zu ihrem Herrn zurück.

Hier wich mit der Ankunft des Gallus alle Angst, alle Furcht, und selbst der Zorn des Herzogs über das lange Ausbleiben seiner Boten; nur das Toben und die Qualen der Friedeburg wurden stärker. Denn der böse Geist merkte, daß er nicht mehr lange Zeit habe, sie zu martern und in seiner Gewalt zu halten. Daher wollte er sie lieber ganz tödten.

Wir wollen nun nicht die Kämpfe schildern, die Gallus durch Beten, Fasten und Beschwören mit dem bösen Geiste zu bestehen hatte; am allerwenigsten wären wir im Stande, die Leiden der armen Friedeburg zu beschreiben, die sie während des Ringens des Gallus mit dem bösen Geist, der sie besessen hatte, ausstehen mußte.

Zum Glücke sollten sie nicht so gar lange dauern; denn schon am zweiten Tage mußte der böse Geist von ihr weichen.

Vor den Augen vieler Anwesenden, auch des Herzogs Gunzo, flog der grimme Geist in Gestalt eines schwarzen Raben aus ihrem Munde.

Friedeburg sank nun wie erschöpft in einen sanften Schlummer; alle Anwesenden aber fielen auf ihre Kniee und danketen Gott, daß er dem Gallus solche Macht über die bösen Geister gegeben hatte. Herzog Gunzo wußte sich

nicht zu fassen vor Freude und hätte gerne auch die liebe Tochter aus ihrem Schlummer aufgeweckt zur Theilnahme an seiner und zur Bezeugung der eigenen Freude, wenn es ihm der Mann Gottes nicht gewehrt hätte. Dieser blieb mit der Dienerin Irmina allein bei Friedeburg, während sie schlief.

Fünftes Kapitel.

„Die Braut steht zu deiner Rechten."
Ps. 45, 10.

Schon am nächsten Tage konnte Friedeburg Bett und Zimmer verlassen. Nach vielen Wochen betrat sie in einfacher Kleidung mit ihrem Befreier das Wohngelaß ihres Vaters. Dieser schloß sie in seine Arme, küßte ihr Stirn und Wange und dankte Gott für die gnädige Rettung seiner Tochter.

Er ward von Stund an ein ganz anderer Mensch. — Die heidnischen Gedanken, die ihn vorher noch beherrscht hatten, verbannte er aus seinem Innern und ergab sich ganz dem Christenglauben, der freilich auch jetzt noch der eigenen Kraft und dem eigenen Verdienste zu viel zutraute, und mehr Freude hatte an der Allmacht, als Verlangen nach der Gnade Gottes. Er begleitete seine Tochter und den Priester Christi, Gallus, in's Gotteshaus.

Erst als Friedeburg dem Manne Gottes beichten und

von ihm Absolution, sowie den heiligen Leib und das Blut Christi im Abendmahle empfangen wollte, entfernte er sich. — Zu Hause aber dachte er darüber nach, wie er den heiligen Christ in seinem Diener ehren wollte.

In Constanz war soeben das Bisthum erledigt, und der dankbare Herzog verlangte, Gallus sollte diese hohe Stelle annehmen. Allein sein demüthiger Sinn ließ das nicht zu. Dagegen bat er, dieses Amt einem eingebornen Alemannen, dem Diakonus von Quaradaves, Johannes, zu übertragen. Das geschah auch und Gallus wohnte seiner Weihung in Constanz bei. Er benützte diese Gelegenheit, dort von der Liebe Gottes in der Schöpfung und in der Erlösung zu predigen vor den neuen Christen daselbst. In lateinischer Sprache predigte er und Bischof Johannes verdolmetschte seine Rede ins Alemannische. Eine schwere Aufgabe blieb ihm noch zu lösen in Iburninga. Es schien zwar, daß Herzog Gunzo sich jetzt mehr als früher in Gottes Willen und Rath ergeben wolle, allein der Wunsch, seine Tochter auf dem Throne zu sehen, war doch noch mächtig in ihm. Dagegen sah Friedeburg in ihrer schweren Heimsuchung eine Strafe Gottes dafür, daß sie sich dem Herrn verlobt und dann die Treue gebrochen habe, indem sie ein irdisches Verlöbniß eingieng und sich mit Siegebert ehelich verbinden wollte. Die Reue hierüber und die Sorge um Rath, was sie zu ihrem Seelenheil in Bezug auf ihre Verlobung mit dem König thun solle, war wohl der hauptsächlichste Gegenstand ihrer Beichte vor Gallus. Es ist dieß

daraus zu schließen, daß er sie tröstete, weil sie ja getäuscht durch eine vermeintliche Gottesstimme ihr erstes Gelöbniß aufgab und das neue eingieng. Er stellte ihr schweres Leiden auch als eine Art Sühne dar für ihre noch dazu in Unwissenheit oder durch Trug der Menschen begangene Sünde, obwohl Christus alleiniger Sündentilger sei. Und dieser werde auch ihre Ehe mit König Siegebert nicht ungnädig ansehen, sondern segnen, wenn sie in derselben ihre Seele vor Verderben wahre und Gottes Ehre fördere. „Uebrigens," setzte er bedeutsam hinzu, „ist in dieser Hinsicht auf des Herrn Wink noch zu achten, und auf seinen besondern Rath zu merken, den Er zur rechten Zeit geben wird."

Herzog Gunzo konnte es bei aller Dankbarkeit für die Befreiung seiner Tochter von der so schweren Krankheit nicht über sich gewinnen, aufrichtig zu bekennen, was er durch seinen Diener Hatto Unrechtes gethan habe. Er glaubte sein Unrecht abgebüßt zu haben durch die große Angst und Sorge, die er während der Krankheit Friedeburgs hatte; er glaubte sein Unrecht gut machen zu können durch die reichen Spenden, die er an Gallus, und hiemit nach seiner Ueberzeugung an Gott machte, und damit meinte er wohl auch das Recht sich zu erkaufen, seine Tochter in die Ehe mit dem König und auf den Thron zu bringen. Und dieß Ziel hoffte er um so gewisser zu erreichen, je größer die Gaben waren, die er dem Gallus und seinen Schülern zukommen ließ.

So mußte sein Amtmann von Arbon mit allem Volke

aufbrechen nach der Zelle des Gallus und mußte diesem und seinen Schülern Wohnungen bauen.

Als er endlich selbst von Iburninga dahin zurückkehrte, gab ihm der Herzog so viele Geschenke mit, daß er eine zahlreiche Begleitung brauchte, die sie ihm nachtragen mußte. Zu Hause angekommen, ließ er die Armen der Umgegend zusammenrufen und vertheilte alle vom Herzog erhaltenen Geschenke unter sie.

Unter diesen befand sich auch ein silbernes Gefäß, mit eingegrabenen Bildern schön geschmückt, und sein Schüler Magnoald sagte zu ihm: „Willst du, so stell' ich dieß bei Seite, damit wir es beim heiligen Meßopfer gebrauchen mögen."

Gallus antwortete: „Mein Sohn, gedenke an das Wort Petri, das er zu dem Gichtbrüchigen sprach, der Geld von ihm verlangte: „Gold und Silber haben wir nicht;" daß du nicht uneingedenk des heilsamen Beispiels erfunden werdest, so sorge dafür, daß dein silbern Gefäß den Armen zu gute komme. In ehernen Gefässen pflegte mein Meister Columban das Meßopfer darzubringen, ehern waren die Nägel, mit denen der Erlöser am Kreuze geopfert ward."

Noch während Gallus am Hofe des Herzogs Gunzo zu Iburninga sich aufhielt, war König Siegebert dahin gekommen, seine wieder genesene Braut zu besuchen. Auch er bezeigte seine Freude und Dankbarkeit gegen Gallus mit reichen Gaben an sein Gotteshaus.

Mit frommer Zurückhaltung und tugendsamer Scheu nahte er sich der geliebten Braut, und diese empfing ihn und begegnete ihm in der gleichen Weise. Ihre Gespräche handelten von der Gnade Gottes, die in dem frommen Manne, Gallus, sich so mächtig erwiesen habe gegen sie. Siegebert gelobte, daß er Zeitlebens Friedeburg als eine theure Gottesgabe ansehen und halten wolle.

Diese selbst gewann eine herzliche Zuneigung zu dem frommen, königlichen Bräutigam, und bemerkte: „Wollen wir nur in allen Dingen auf das Wort und die Weisung Gottes achten, daß wir das uns vorgeschriebene Ziel, der Seelen Seligkeit, auch erreichen.“

Kaum in leiser Andeutung wagte Siegebert den Wunsch auszusprechen, daß sie sich bald stark genug fühlen möge zur Hochzeitfeier. „Gott wird uns die rechte Stunde finden lassen;“ so schloß Friedeburg diese Besprechung, und König Siegebert schied mit großer Freude und mit noch lieblicherer Hoffnung.

Herzog Gunzo fieng aber an, Vorbereitungen auf die Hochzeit zu machen, die auf große Pracht und auf vielen Aufwand schließen ließen. Als dieß Friedeburg merkte, bat sie den Vater, alles Aufsehen und allen unnöthigen Aufwand zu vermeiden, da Pracht und Herrlichkeit bei ihrer Trauung auch gegen den Willen des Königs sein würde. Sie wünschte, daß die Feier mehr eine geistige sein möchte durch Wohlthätigkeit gegen die Armen und durch Gaben an die Kirche.

Wirklich erhielt der Herzog auf seine Anfrage an den König auch eine Antwort im gleichen Sinne. Auch nur eine kleine Anzahl von Gästen wollte der König zur Hochzeit geladen haben, wie auch er nur mit ganz geringem Gefolge erscheinen werde. Dazu fügte er den Wunsch, daß Gallus und der Bischof Johannes von Constanz die heilige Feier vollziehen sollten.

So ungern Herzog Gunzo seiner Neigung, großen Glanz bei der Trauung seiner Tochter und des Königs zu entfalten, entsagte, so mußte dieß jetzt doch geschehen.

Friedeburg sorgte wenig für den Brautschmuck, sondern überließ die Sorge hiefür ihrer lieben Dienerin Irmina. Sie selbst bereitete sich auf die Hochzeitfeier vor durch Gebet und Uebungen gläubiger Andacht. Dabei war sie wohl still und in sich verschlossen, aber doch freundlich gegen Jedermann und heiter. So kam der zur Hochzeitfeier bestimmte Tag heran. Lieblich strahlte die Frühlingssonne über die Berge nach Iburninga herein, das Fest zu verherrlichen.

Die beiden Priester Gottes waren zum Vollzug der Trauung des königlichen Paares anwesend. Der Bräutigam ritt in Begleitung von zween Grafen seiner nächsten Umgebung und eines einzigen Dieners ein in ritterlichem Schmuck.

Der Herzog Gunzo hatte ihn mit Ehrfurcht empfangen und in das Gemach geführt, von welchem aus der Hochzeitzug in das Gotteshaus gehen sollte.

Die Braut stand einfach, aber doch kostbar und reich in weißem Seidengewand, das mit silbernen Blumen durchwirkt war, vor Irmina, die noch Manches an ihr zu richten hatte. Noch einmal verlangte sie, in ihr Schlafgemach vor ihren Betaltar zu treten, ehe der Gang zum Bräutigam und mit ihm ins Gotteshaus gemacht wurde.

Sie blieb länger aus, als die festgesetzte Stunde zuließ. Die anwesenden Jungfrauen, Töchter aus hohen Familien des Landes, wurden ungeduldig, und Irmina mußte endlich wagen, im Schlafgemach nach ihrer Herrin sich umzusehen. Hier lag das Hochzeitkleid und der Kopfschmuck der Braut, sie selbst war verschwunden.

Große Bestürzung herrschte unter den Jungfrauen bei dieser Nachricht; aber bald schlug sie bei Manchen in eine nur mit Mühe verhaltene Schadenfreude aus. Irmina war vollends in Verzweiflung, wie sollte sie die Nachricht von der Entfernung der Braut dem königlichen Bräutigam und dem Herzoge, ihrem Vater, bekannt machen?

Doch ehe sie darüber sich klar wurde, kam ein Abgesandter vom Herzog, der die Braut und ihre Begleiterinnen zum Gange in das Gotteshaus aufforderte.

Jetzt mußte das Verschwinden der Braut kund gemacht werden.

Alles zitterte vor dem Zorn des Vaters, vor der Wuth des Königs, der sich für genarrt halten mußte, und dafür blutige Rache nehmen würde.

Bei der Kundgabe des Verschwindens der Braut vor

dem Bräutigam und vor dem Vater Friedeburgs trat eine gänzliche Verwirrung unter dem männlichen Personale ein. Selbst die beiden Priester, Bischof Johannes und Gallus, schienen im ersten Augenblick aus Furcht vor einem Wuthausbruch des Königs alle Besinnung verloren zu haben. Vor ihnen faßte sich der König selbst wieder.

Ganz ruhig sagte er: „Friedeburg kann keinen boshaften, keinen unbesonnenen Schritt gethan haben, man sehe doch zu, ob sie sich nicht im Gotteshaus befinde."

Die Angst und das Entsetzen, das bisher unter Hohen und Niedern, männlichen und weiblichen Geschlechtes herrschte, legte sich alsbald, da man die Ruhe des Königs sah und seine Aeußerung hörte. Nur der Herzog war außer sich und suchte sich selbst zu entschuldigen bei dem König. Bald kam die Nachricht, daß Friedeburg im Gotteshause vor dem Altar auf den Knieen, in tiefster Andacht betend, liege.

Sofort befahl der König-Bräutigam, dorthin zu gehen; die beiden Priester voraus, er selbst unmittelbar ihnen folgend.

Wie der Zug der Thüre zum Gotteshaus sich nahte, so erhob sich Friedeburg aus ihrer betenden Stellung vor dem Altare und umfaßte mit beiden Händen die Hörner des Altars zum Zeichen, daß sie sich unter den Schutz und Schirm des Allerhöchsten stelle.

Ohne zu zagen, mit festem Muth und sicherer Stimme sagte sie zu dem nahenden König: „Mein König und Herr! Als ich mich anschickte, im Gebet den Herrn Himmels und

der Erde um Segen zu meiner ehelichen Verbindung mit Euch anzuflehen, kam mir plötzlich dieß Gewand vor die Augen, das ich jetzt trage, und das ich mir einst selbst anfertigte; es ist, wie Ihr seht, das Brautgewand zur Hochzeitfeier mit dem Himmelskönig, dem ich mich verlobt hatte. Mein Gewissen sagte mir in demselben Augenblicke, daß ich durch Untreue gegen den Bräutigam meiner Seele nur Unglück auf Euch und auf Euer Volk bringen würde, daß ich aber durch Rückkehr zu meinem ersten Verlobten täglich Heil und Segen auf Euch vom Himmel herabflehen und bringen könne. Mein Entschluß war schnell gefaßt, ich zog den Schmuck der Braut eines irdischen Königs aus, und zog den der Braut des Himmelskönigs an, mit dem ich mich jetzt auf ewig verbinde. Vermögt Ihr diesen Bund zu zerreißen, so nehmt mir mein Leben an dieser Stätte."

Tiefes Schweigen herrschte bei diesen Worten unter den Versammelten, denn die Stimme Friedeburgs däuchte Allen die Stimme eines Engels zu sein.

Nur der Herzog, ihr Vater, wollte in blinder Zorneswuth die Tochter vom Altare wegreißen.

Aber der König rief mit starker Stimme ihm zu: „Tastet die Geweihte Gottes nicht an!"

Hierauf näherte er sich dem Altare, ergriff die Rechte Friedeburgs und legte sie auf den Altar mit den Worten: „Ich trete dich deinem himmlischen Bräutigam ab. Es ist ein großes Opfer, das ich bringe; aber es sei, wenn auch

mit blutendem Herzen, dem gebracht, der sein Blut für uns am Stamme des Kreuzes vergossen hat.“

Zu den beiden Priestern gewandt, sprach er: „Tretet an den Altar und trauet Friedeburg Gott an, indem ihr sie als Nonne, deren Kleid sie trägt, einsegnet.“

Dieß geschah sofort unter sichtbarer Andacht aller Anwesenden.

In heiliger Freude strahlte das Angesicht Friedeburgs.

Als die heilige Handlung vorüber war, sprach der König zum Herzog Gunzo: „Ihr werdet die Malsteuer Eurer frommen Tochter zur Ausstattung des Klosters geben, in das sie tritt, und ich werde nicht ermangeln, das Brautgeschenk, das ich für sie ausgesetzt hatte, derselben Bestimmung zu widmen.“

Nach diesen Worten verließ König Siegebert die Schwelle des Tempels, aber „Thränen verriethen das Leiden seiner verborgenen Liebe;“ — so berichtet uns der erste Erzähler dieser Geschichte.

Gräfin Lauretta.

Eine Erzählung
aus dem Mittelalter.

I.

An einem der schönsten Punkte des reizenden Moselthales liegt das Städtchen Trarbach. Es zeichnet sich besonders aus durch verhältnißmäßig viele Bewohner von hohem Alter, was auf eine gesunde Luft schließen läßt. Ein Tourist früherer Zeit sagt deßhalb: „Wem es um ein langes Leben zu thun ist, wer gern in einer über alle Beschreibung malerischen Gegend leben will, wer gern die edelsten Baumfrüchte und den gesundesten Wein an der Quelle genießen, wer die angenehmsten Spaziergänge machen will, der wende sich ins Moselthal, wende sich nach Trarbach. Freilich an Welt- und literarischem Verkehr darf ihm nichts gelegen sein, in schönen Pferden und Wägen darf er nicht sein Glück suchen, es wären diese in den engen Thälern auch wenig zu benutzen, und auch auf glänzende Gasthöfe darf er nicht rechnen, wohl aber auf freundliche, ehrliche Gastlichkeit."

Dieß romantisch gelegene Städtchen Trarbach hat übri-

gens seine Entstehung der eben so frommen, als energischen und kriegsmuthigen Frau zu verdanken, deren Namen an der Spitze unserer Erzählung steht und von welcher wir unsern Lesern nähere Kunde zu geben gesonnen sind.

Freilich werden wir dabei in Zeiten zurückgeführt, deren Genossen uns an Sitten, Gebräuchen, Lebensführung und Glaubensansichten fremd sind, unter denen aber doch schon hie und da ein Lichtstrahl des lautern Evangeliums in die Nacht des damaligen Papst- und Kirchenthums eindringt.

Fällt unsere Geschichte ja in die Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern, wo der Glaube an die Unfehlbarkeit, Oberherrschaft und Heiligkeit des Papstes schon manchen Stoß bekommen hatte; und die geistlichen Fürsten, Bischöfe und Erzbischöfe sorgten durch ihr Benehmen ebenfalls dafür, daß die Ehrfurcht vor ihrem Amte, wie vor ihrer Person in Abnahme gerieth.

Um diese Zeit saß auf der Ritterburg, die den Namen Starkenburg führte, ein Graf aus dem mächtigen Geschlechte derer von Spanheim, der sich Graf Heinrich von Starkenburg nannte. Heut zu Tage weiß man in dem Dörfchen, das ebenfalls Starkenburg heißt, nur die Stätte noch zu zeigen, wo die eigentliche Burg dieses Namens stand — ein Berggipfel, von dem aus man eine prächtige Fernsicht hat.

Die Gemahlin des genannten Grafen Heinrich von Starkenburg war eben unsere Lauretta, eine geborne Gräfin Salm.

In glücklicher Ehe lebten sie mit einander; denn hie und

da eine Fehde, zu welcher der Graf ausziehen mußte, konnte in jener Zeit das eheliche Glück nicht stören. Drei Söhne, die ihnen geboren waren, vermehrten dasselbe und wuchsen zur Freude der Eltern kräftig heran. Aber noch standen sie im Knabenalter, als den Vater der Geist jener Zeit und wohl auch innerer Drang bewog, nach dem heiligen Grab zu ziehen. Der Ruhm, der auf solchem Zuge lag und auch die Frömmigkeit, die man darin sah, litt nicht, daß die Gattin davon abhielt, obwohl die Trennung von dem geliebten Gatten und dem treubesorgten Hüter ihrer drei Knaben ihr bittern Schmerz verursachte.

Mit kräftiger Hand ergriff nun die edle Frau selbst das Regiment über ihre Besitzungen und mit weiser, liebevoller Umsicht leitete sie die Erziehung ihrer Knaben. Zur Seite stand ihr hierin der Burgpfaffe Marquard, ein Pater aus dem Kloster Spanheim. Doch bestand die Sorgfalt für die Knaben jetzt nur darin, daß sie körperlich erstarkten und abgehärtet wurden; denn der älteste war erst sechs Jahre. Erzählungen von ritterlichen Thaten namentlich ihrer berühmten Ahnherren, die der Pater mit Legenden und die Mutter mit Geschichten aus der Bibel vermischte, war die einzige Nahrung, die dem Geiste der Knaben geboten wurde.

Nachdem man zwei Jahre lang nichts von dem Grafen gehört hatte, kam dieser ganz unvermuthet selbst an. Allein die Freude über seine Rückkunft wurde bei der Gattin bald verdrängt durch die Wahrnahme des Siechthums, mit dem der Gemahl zurückgekehrt war.

Trotz der liebevollsten Pflege von Seiten der Gräfin und der Anwendung aller Heilmittel, in deren Besitz Pater Marquard war, starb der Graf doch schon ein viertel Jahr nach seiner Heimkehr. Im Kloster Himmerod wurde sein Leichnam beigesetzt, wo schon mehrere seiner Vorfahren den Todesschlaf schlummerten.

Die Wittwe Lauretta faßte sofort den Entschluß nicht mehr zu heirathen. Und obwohl bald nach dem Tode ihres Gatten stattliche Freier um ihre Hand warben, blieb sie doch ihrem Vorsatze treu. Mit starkem Arm und mit großer Klugheit führte sie das Regiment und hierin bediente sie sich auch nicht einmal des Beirathes des Pater Marquard. Wogegen sie in Angelegenheiten der Bildung ihrer Knaben und ihres eigenen Seelenheiles gerne die Belehrung und die Hilfe desselben suchte. Pater Marquard zeichnete sich an Kenntnissen vor den meisten Priestern und Mönchen seiner Zeit aus. Namentlich besaß er eine Handschrift einer Bibel, deren Studium sein angelegentlichstes Geschäfte war. Das Licht, das daraus über sein Herz und seinen Verstand sich ergoß, konnte er nicht in sich verschließen. Und die Gräfin hörte gern auf die Lehren, die er aus seinem heiligen Buche ihr mittheilte. Wie wenig stimmte hiemit das Betragen der Päpste jener Zeit! Wie geradezu gegen das Wort und Beispiel Jesu und seiner Apostel handelten und wandelten die Bischöfe jener Zeit! Waffen- und Waidwerk, Schwelgerei und Ueppigkeit, Geld- und Ländergier ließen einer priesterlichen Thätigkeit keinen Raum bei ihnen, und rohe Gewalt

übten sie aus, wo sie konnten, gegen den Adel, wie gegen das Volk.

Die Mißachtung, die dadurch in dem Herzen der Gräfin Lauretta sich festsetzte gegen diese geistlichen Würdenträger, wurde durch die Belehrungen ihres geehrten Paters Marquard nur gesteigert. Und bald sollte ein Unrecht, das ihr selbst zugefügt werden wollte von einem mächtigen Kirchenfürsten, ihr Veranlassung werden zu zeigen, daß sie sich nicht beuge vor solch ungeistlicher Gewalt.

II.

Erzbischof Balduin von Trier war ein Kirchenfürst, der uns ein deutliches Bild dieser Würdenträger in der Zeit des vierzehnten Jahrhunderts gibt. Nur in Einem Stücke war er besser als alle seine Kollegen: er hatte mehr Kenntnisse und zeigte sich wenigstens gerne als Förderer der Wissenschaften. Er stammte aus dem Hause Luxemburg, studierte in Paris und hatte erst das dreiundzwanzigste Lebensjahr erreicht, als er nach Poitou zum Papst Clemens berufen und von diesem zum Erzbischof von Trier geweiht wurde (1308). Seine Vorgänger lagen beständig in Streit mit der Stadt Trier. Diese Streitigkeiten wußte er zu schlichten, aber so, daß die Rechte der Stadt nicht unbedeutende Beschränkungen erlitten. Der Verein der sechs deutschen Churfürsten zu Rhense am Rhein, wodurch von nun an deutsche

Könige gewählt werden sollten, ohne Zuthun des Papstes, war sein Werk. Hatte dieser durch geschickte Unterhandlung seinen Bruder Heinrich VII. von Luxemburg, auf den Thron des deutschen Königs gebracht, so ergriff er nun auch mit ihm und für ihn die Waffen, um die Krone der Lombardei auf sein Haupt zu bringen und den Papst zu nöthigen, ihn zum deutschen Kaiser zu krönen. Auch das Geld zu diesem Kriegszug hatte Balduin herbeigeschafft. Nun gieng es mit Heeresmacht über Bern, Lausanne, Genf, Chambery und über die savoyischen Alpen. Mailand mußte seine Thore öffnen, und da die eiserne Krone des lombardischen Reiches nicht vorgefunden wurde, so ließ man eine neue anfertigen und sie Heinrich, dem König der Deutschen, mit großer Pracht auf das Haupt setzen. Fast zu gleicher Zeit wurde dessen Sohne Johann durch die Betriebsamkeit des Erzbischofs zu Mainz die böhmische Königskrone verschafft.

In Italien gab es nun heiße Kämpfe und überall zeichnete sich der Erzbischof von Trier aus als Feldherr, sowie durch persönliche Tapferkeit.

Rom sah endlich zitternd den siegreichen König in seinen Mauern. Hier schon suchte König Heinrich seinem Bruder, dem Erzbischof, für seine Hilfe durch Rath, Geld und Tapferkeit Lohn zu geben, indem er ihm die Städte Boppard und Oberwesel verlieh. Mancher Kampf war auch noch in Rom zu bestehen, wobei ein Bischof und ein Abt, im deutschen Heere fechtend, den Tod fand. Balduin kam

auch aus diesen blutigen Kämpfen glücklich. Nachdem sein Bruder als römischer Kaiser vom Papst gekrönt war, rückte man gegen die mächtige Stadt Florenz. Hier blieben die Deutschen sieglos und Balduin mußte (1313) nach Deutschland, um neue Hilfe zu holen. Inzwischen starb sein Bruder bei Siena, wie es schien, keines natürlichen Todes. Aber die Waffen legte der mächtige Erzbischof doch nicht nieder. Durch Befehdung benachbarter Fürsten und durch Dienste, die er andern leistete, vermehrte er zunächst seine Besitzungen. Dann zog er mit dem Erzbischof von Mainz seinem Neffen, König Johann von Böhmen, zu Hilfe. Als Friedrich von Oesterreich und Ludwig der Bayer sich um die deutsche Königskrone stritten, stand er auf Seite des Letztern und focht tapfer in der Schlacht bei Eßlingen. Dem geschwächten und hungernden Heere desselben führte er bei Speier einen frischen Heerhaufen und Lebensmittel zu, so daß Friedrich von Oesterreich weichen mußte. Auch die rheinischen Städte und Fürsten gewann er für seinen Freund Ludwig und erhielt von diesen Pfandschaften in Ländereien, sowie Geld, als Entschädigung für aufgewandte Kriegskosten. Auch dafür kaufte er neue Besitzthümer und befestigte andere. — War ein Vortheil zu erlangen, so stand er mit seinem Schwerte auch weltlichen Herren bei gegen seine geistlichen Collegen. Graf Wilhelm von Jülich ward hart bedrängt vom Erzstift Cöln und floh zu Balduin, der ihm sofort Hilfe leistete. Die Stadt Cöln selbst wurde von dem Erzbischof Heinrich daselbst in ihren Rechten gekränkt und

erhob die Waffen gegen diesen. Balduin kam den Bürgern zu Hilfe und zwang den Erzbischof, sich mit diesen auszusöhnen. Mit dem Bischof von Straßburg gerieth er selbst in einen Kampf. Der Sieg über diesen, die Hilfe, die er der Stadt Cöln und dem Grafen von Jülich leistete, trug ihm Geld und Land.

Als Friedrich von Oesterreich in Gefangenschaft Ludwigs von Bayern gerathen war und auf der Burg Trausnitz im Thal, nordöstlich von Regensburg, bei dem oberpfälzischen Städtchen Pfreimdt lag,*) zog Leopold von Oesterreich gegen Ludwig. Augenblicklich rückte Erzbischof Balduin seinem Freunde mit großer Heeresmacht zu Hilfe heran und die Oesterreicher mußten sich abermals zurückziehen. Erst als Ludwig der Bayer vom Papst in den Bann gesprochen wurde, zog er sich von ihm zurück, und zeigte ihm dieses an, ohne sein Leidwesen darüber zu verhehlen.

Aber die Waffen ließ er gleichwohl nicht ruhen, sondern kehrte sie nun gegen seine persönlichen Feinde. Das waren die Grafen auf dem Hunsrück und im Lohngau, Rudolf von Bayern, Nassau, die Spanheimer und Westerburger. Er eroberte eine Menge Schlösser und unterwarf sie dem Erzstift. Dem Erzbischof von Mainz stand er bei in einer Lehenstreitigkeit mit den Hessen und die Bürger von Boppard, welche sich gegen ihn auflehnten, züchtigte er.

So trieb er es fort mit Kriegführen und Gebietserwei-

*) Nicht auf der Burg Trausnitz bei Landshut, wie es in den „Geschichtsbildern“ von Grube irrthümlich heißt.

terung bis in sein hohes Alter. Da kam ihm der Gedanke, sich von allen Welthändeln zurückzuziehen und nähern Umgang mit Gott zu pflegen. Doch nicht lange blieb er diesem Vorsatze getreu. Die Bürger von Trier glaubten seine Zurückgezogenheit in einer Karthause benützen zu können, um sich von manchem lästigen Druck des Erzbischofs zu befreien und verbanden sich zu diesem Zwecke heimlich mit Jacob von Moncler und Rheingrafenstein. Die Sache wurde ruchbar und alsbald verließ Balduin die Karthause und stand nach gewohnter Weise im Felde unter den Waffen. Die starke Veste Moncler an der Saar wurde belagert. Aber die tapfere Besatzung leistete kräftigen Widerstand. Erst nach großen Verlusten und mehrmonatlichem Kampfe ergab sich die Besatzung aus Hungersnoth unter der Bedingung freien Abzuges. Es war zur Zeit des Christfestes, als Balduin triumphirend in die Veste einzog. Er legte das Schwert aus der Hand und die Kriegsrüstung ab, zog den Priesterornat an und las im höchsten Glanze eine Messe in der Burgkapelle, die alsbald mit der Veste von Grund aus zerstört wurde.

So verließ ihn das Waffenglück auch im hohen Alter nicht. Nur einmal erlag er — und zwar in den Jahren seiner besten Manneskraft, — der List und Gewalt eines Weibes. —

III.

Wir haben, um das kriegerische Treiben dieses Erzbischofs zu schildern bis an das Ende seines Lebens in der Zeit vorgegriffen. Denn das, was den eigentlichen Gegenstand unserer Erzählung ausmacht, geschah früher.

Zu der Zeit, da Erzbischof Balduin von Trier nicht für die Reichsangelegenheiten unter den Waffenstand, sondern in persönlichen Angelegenheiten mit seinen Nachbarn Streit führte, fiel es ihm auch ein, sein Erzstift auf Kosten der Wittwe, Gräfin Lauretta von Starkenburg, zu stärken. Auf gräflich Starkenburgischem Grund und Boden — zu Birkenfeld — erbauete er eine Burg und besetzte sie mit seinen Kriegsleuten. Diese fielen von da aus in die Spanheimischen Besitzungen ein, plünderten die Unterthanen aus und beschädigten sie auf alle mögliche Weise. Die Wittwe ließ ihm zuerst sein Unrecht, das, gegen eine Wittwe und Waisen begangen, für einen Priester Gottes und Nachfolger der heiligen Apostel doppelt sündhaft sei, ernstlich vorhalten und die demüthige Bitte vorlegen, er möge davon abstehen. Aber der Erzbischof ließ ihr in frechem Uebermuth zurücksagen, es zieme sich für eine Wittwe, der heiligen Kirche zu übergeben, was diese für nöthig erachte; wolle sie das nicht thun, so müsse die Kirche nehmen, was nur ihr vorenthaltenes Eigenthum sei, denn der Kirche gehöre Alles, nur als Vasallen und Lehenträger der Kirche können Laien Etwas besitzen.

Die Gräfin wurde durch diese Antwort auf ihre Bitte mit Recht entrüstet und auch Pater Marquard konnte solcher Gewaltthat gegenüber eine Nothwehr nicht für unchristlich halten, sondern durfte sie als Pflicht anerkennen. —

Sie bot deßhalb ihre Vasallen auf, stellte einen kriegserfahrnen, tapfern Verwandten, den Grafen Heinrich von Spanheim, an die Spitze, mahnte die wohlgerüstete Schaar zu kräftiger Abwehr der Unbill, welche ihr und ihren drei Kindern von einem geistlichen Fürsten angethan werde, und entsandte sie gegen die Schaaren des Erzbischofs von Trier. Dieser glaubte nicht, daß er von Seiten einer Frau einen bewaffneten Widerstand befürchten müsse und hielt es nicht für der Mühe werth, sich selbst als Anführer seiner Schaaren darzustellen.

Allein er hatte diese Geringschätzung seines Feindes bitter zu bereuen. Denn seine Leute wurden nicht nur vom Gebiete der Gräfin von Starkenburg zurückgeschlagen, sondern ihrer nicht Wenige fanden auch den Tod in einem heißen Treffen. Darüber gerieth der Erzbischof in völlige Wuth. Er hatte die Mittel, ein großes Heer zusammenzubringen, und mit seiner Macht konnte er leicht die Gräfin von Starkenburg erdrücken. Die ganze Grafschaft Starkenburg werde er mit Feuer und Schwert verwüsten; so drohte der, in dessen Beruf und Pflicht es war, Frieden zu verkündigen und zu bringen.

Die Gräfin wußte wohl, daß sie dem Andrang des Erzbischofs auf die Länge nicht Widerstand leisten könne, daher

beschloß sie in kluger Berechnung, nachzugeben, bis eine gelegenere Zeit käme. Die vorsichtige Frau wollte nicht jetzt schon ihre Kräfte gegen die Uebermacht Balduins aufreiben, sondern lieber eine günstige Zeit zur Rache abwarten. Sie sandte an den Erzbischof und suchte den Streit beizulegen. Ihre Abgeordneten waren ein Johann von Spanheim, Domprobst zu Aachen und Emrich von Oberstein, Domherr von Cöln. Diese klugen Männer wußten den erzürnten Erzbischof zu bestimmen, daß er Waffenstillstand bewilligte.

Doch die Gräfin mußte immer in Furcht leben, daß der mächtige und ländergierige Erzbischof Balduin wieder Gelegenheit suche, den Kampf gegen sie aufs Neue zu beginnen. Sie sann auf Mittel, sich seiner Gewalt zu entziehen und berieth sich mit Pater Marquard, wie sie vor dem Gefürchteten Sicherheit erlangen könnte. Allein was wollte sie gegen den Uebermächtigen anfangen, der auch vor einer Greuelthat nicht zurückscheute, wenn sie ihn zur Erreichung eines vorgesteckten Zieles führen konnte?

Da erhielt sie einmal — es war im Monat September — Kunde, daß Balduin mit einem kleinen Gefolge die Mosel hinab nach Coblenz fahren werde. Schnell war ein Entschluß gefaßt, ein Plan entworfen, zu dessen Ausführung sie nurbeherzte, ihr treu ergebene Männer brauchte. Es fehlte ihr an solchen nicht. Die Ritter Nicolaus von Neuburg und Volker von Starkenburg, die Domicellen Ringwin von Mühlheim, Nicolaus von Schmiedburg und Bertram von Vakelor galten ihr als Männer, wie sie deren

jetzt bedurfte. Schnell berief sie dieselben vor sich und in ihrer Mitte begann sie mit beredter, kräftiger Stimme:

„Was ich von dem unersättlichen Erzbischof von Trier zu befürchten habe, wißt ihr. Der eingegangene Waffenstillstand kann von ihm jeden Augenblick gebrochen werden. In offenem Felde müssen auch meine tapfersten Mannen seiner Uebermacht erliegen. Nun bietet sich aber Gelegenheit, den hochfahrenden, kriegsgierigen Mann in meine Gewalt zu bekommen."

„Wie! — Ihr Frau Gräfin wollt den Löwen in einen Käfig bringen? Nimmermehr!" rief Ritter Volker von Starkenburg.

„Höret mich nur weiter, Vetter!" fuhr Lauretta fort; „und wollt Ihr mir Eure Hilfe nicht versagen, so werden wir den Löwen nicht nur fangen, sondern auch zähmen." Sie berichtete nun, was sie von der Reise des Erzbischofs erfahren hatte und legte ihren Plan vor, wo und wie sie denselben in ihre Gewalt zu bekommen gedenke.

Dieser war so klug ausgedacht, daß selbst ihr bedenklicher Vetter an einer gelungenen Durchführung nicht mehr zweifelte. Mit Jubel stimmten ihre Vertrauensmänner der Gräfin bei, denn alle hatten persönliche Feindschaft gegen den Erzbischof. Ohne Zögern und Zagen schritten sie zu dem Werke.

Am Fuße der Starkenburg etwas seitwärts springt ein mit Buschwerk bewachsenes Vorland in den Fluß hinaus. Hier ist eine Ueberfahrt. Man nennt den Platz die Portswiese. An dieser Seite erhebt sich ein steiler Schieferfels und

bildet eine Bucht, die leicht als Versteck lauernder Kähne dienen konnte. Unterhalb dieser Stelle hatte Lauretta Ketten quer über die Mosel, unter dem Wasser verborgen, spannen lassen, um auch hier noch das Entkommen Balduins zu verhindern.

Ruhig gleitete das Schiff, auf welchem der Erzbischof sich befand, die Mosel herab. In heiterem Gespräche mit seiner Begleitung, die nur aus drei Mann bestand, gelangte er mit seinem Schiff bis zu dem Schieferfels, wo das Wasser eine unergründliche Tiefe ausgewühlt hatte und der Strom still zu stehen schien. Auf einmal brachen mehrere Kähne mit bewaffneter Mannschaft aus der Bucht heraus und machten sich an das Schiff des Erzbischofes. Dieser selbst war gar nicht bewaffnet, nur seine Begleitung trug Schwerter, von denen auch sofort Gebrauch gemacht wurde. Allein der Widerstand dauerte nicht lange. Die drei Bewaffneten auf dem Schiffe des Erzbischofs konnten nicht hindern, daß die Mannen der Gräfin Lauretta das Schiff bestiegen und sie entwaffneten und banden. Der Erzbischof gerieth zuerst in wortlose Bestürzung bei dem unerwarteten Ueberfall, dann schäumte er vor Wuth und stieß grimmige Drohungen und Verwünschungen aus. Er wollte das Schwert ergreifen, das einem seiner Vertheidiger aus der Hand geschlagen wurde, und zu Boden fiel. Aber ehe er es fassen konnte, hatte ihn Volker von Starkenburg mit nerviger Hand ergriffen und zur Seite gezogen.

„Begebt Euch in keine Gefahr!“ sprach dieser; „meine

Base möchte sich nur die Ehre Eures Besuchs ausbitten, um mit Euch einige Gegenstände zu besprechen."

Der Erzbischof bemerkte den Spott, welcher in diesen Worten lag und entgegnete: „Hoffentlich wird man einem Gesalbten des heiligen Christ keine Unehr oder gar Gewalt authun. Es wird Euch schon die Ladung zu Besuch theuer zu stehen kommen, Volker von Starkenburg! noch theurer aber der Gräfin mein abgenöthigter Besuch bei ihr."

„Ja, ja! meine Base wird es nicht fehlen lassen an köstlicher Bewirthung!" fügte Volker lächelnd bei.

Inzwischen war die Begleitung des Erzbischofs in einen besonderen Kahn unter Bewachung gebracht, dieser selbst aber genöthigt sich ruhig zu verhalten, während die Schiffer dem Landungsplatz unterhalb der Starkenburg zusteuern mußten. Hier angelangt nahmen die Verbündeten der Gräfin den Erzbischof in ihre Mitte, seine gebundenen Begleiter aber ließen sie mit dem Schiffe fort, und Ritter Nicolaus von Neuburg sagte zu den Schiffsleuten: „Laßt Euch von diesen da gutes Fährgeld geben und bringet sie hin, wo Ihr wollt, wir brauchen sie nicht weiter. Die Gräfin Lauretta wird schon selbst für Bedienung des geistlichen Herrn sorgen."

IV.

Die Kunde von der Gefangennehmung des Erzbischofs von Trier durch die Gräfin Lauretta von Starkenburg ver-

breitete sich bald weit und breit und die jedenfalls kühne That erfuhr die verschiedenste Beurtheilung. Die sämmtliche hohe und niedere Geistlichkeit schrie über Verletzung der hohen Würde des Erzbischofs und über strafbare Versündigung an der heiligen Kirche. Sie forderten allenthalben zur Rache gegen das Verbrechen der Gräfin und ihrer Helfer auf und prophezeiten die schwersten Gerichte Gottes über die Sünder.

Die Bürger zu Trier und viele vom Adel, die durch den Uebermuth des Erzbischofs schon gelitten hatten, freuten sich darüber, daß ihm auch einmal eine Demüthigung zu Theil wurde und zwar eine recht beugende, da sie von einem Weibe herkam.

Ueber die Verwegenheit der That gegen Balduin mußten alle erstaunen und konnten deßhalb der Gräfin und ihren Kindern nur Mitleiden zollen, denn die schwerste Ahndung ihrer Kühnheit würde sie gewiß zu erfahren bekommen. War ja der verstorbene Kaiser Heinrich ein Bruder des Erzbischofs Balduin, der regierende Kaiser Ludwig sein Freund, der König von Böhmen sein Neffe und nicht Wenige vom hohen Adel seine Verpflichteten. Wie sollte sie der Rache, welche diese Gewaltigen an ihr nehmen würden, entgehen?

Wirklich wurde auch das ganze Erzstift Trier unter die Waffen gerufen gegen die kühne Frau und manche Stände des Reiches stießen laut die härtesten Drohungen gegen sie aus.

Die muthige Frau war aber dabei ganz ruhig. Sie wußte wohl, daß man ihre Burg nicht so leicht erobern könnte und im äußersten Falle war ihr der Erzbischof Unterpfand genug, so daß man ihr nichts zu Leide thun durfte, wenn man Jenem nicht Schaden zufügen wollte.

Indeß erwies sie dem Erzbischof alle Ehre, die seinem Stande und Amte gebührte.

Es konnte aber nicht fehlen, daß er sie doch fragte, warum sie solche Treulosigkeit gegen ihn bewiesen und ihn bei gutem Frieden auffangen hätte lassen, da er ihr doch nach ihrem Wunsche Waffenstillstand gewährte?

„Hochwürdiger Herr!“ — antwortete sie in Bescheidenheit und Demuth; „wollt Ihr Euch nicht die Antwort selbst geben auf diese Frage?“

„Könnte ich das, so würde ich nicht gefragt haben,“ entgegnete in empfindlichem Tone Balduin.

„Nun so fragt Euch einmal selbst, hochwürdiger Herr! ob Ihr im Sinne hattet, den bewilligten Waffenstillstand unter allen Umständen zu halten und in bleibenden Frieden zu wandeln? ob Ihr nicht vielmehr schon jetzt öfters darüber nachdachtet, wie Ihr mich und meine Besitzungen schädigen und Euch Vortheil bereiten wollt?“

Indem Frau Lauretta dieß sprach, heftete sie einen scharfen, durchdringenden Blick auf den Erzbischof, den dieser nicht auszuhalten vermochte; er senkte die Augen zu Boden.

Der Gräfin entgieng das nicht und sie schloß daraus, daß sie die wunde Stelle seines Innern getroffen habe; um

so muthiger ließ sie ihre blitzenden Augen auf ihm ruhen und wartete der Antwort.

Doch bald ermannte sich Balduin und sagte nicht ohne Schärfe: „Ihr blicket tief, Frau Gräfin! und doch seht Ihr nicht recht. Aber auch ohne Euere trügerischen Augen hättet Ihr meines Standes wegen mir, dem Priester des Höchsten, zutrauen sollen, daß ich nicht wortbrüchig werde."

Frau Lauretta seufzte tief auf, schwieg aber still.

„Und was bedeutet dieses Seufzen?" fragte der Erzbischof.

„Wenn Ihr fraget, muß ich Antwort geben und zwar unumwunden." Bei diesen Worten hob sich der Muth und strahlten die Augen der Frau Lauretta in heiligem Glanze. „Ja ein Priester des Höchsten sollt Ihr sein; ein Priester dessen, der unsere Niedrigkeit auf sich nahm, uns von Sünde und Verdammniß zu lösen und der nun zur Rechten seines himmlischen Vaters sitzet. Aber derselbe sagte zu seinem ersten Jünger und Priester: ‚stecke dein Schwert in die Scheide; denn wer das Schwert nimmt, der wird durchs Schwert umkommen.' Derselbe sagte: ‚die weltlichen Könige herrschen und die Gewaltigen heißet man Herren, — Ihr aber nicht so; sondern der Vornehmste unter Euch sei wie ein Diener.' Nicht Schätze, Reichthümer, Länder sollen seine Priester besitzen, sondern in Armuth und Demuth sollen sie die Seelen zur Seligkeit fördern. Wäret Ihr ein solcher Priester Christi, dann hätte ich nicht Ursache Euch zu fürchten; dann hätte ich mit meinen Kindern Segen

von Euch zu erwarten nicht Raub. Wehe, daß die, welche Friedensboten sein sollten, das Schwert führen und in das Blut ihrer Nebenmenschen tauchen!"

„Haltet ein!" — rief der Erzbischof. „Wer sagte Euch, daß die Priester Christi so sein sollten, — Diener, keine Herrscher?" —

„Pater Marquard, mein Hausgeistlicher, hat das Buch, worin Leben und Lehre des Heilandes der Welt enthalten ist und Ihr werdet es wohl auch kennen. Warum thut Ihr und alle hohen Würdenträger der Kirche gerade das Gegentheil von dem, was Gott Euch zur Pflicht macht? Ihr werdet so Verderber der Menschen, nicht Wohlthäter und stürzet Euch selbst ins ewige Verderben. Und wißt Ihr, ob nicht der Tod bald Euch vor Gottes Richterstuhl holt? Kann man Männern trauen, die Gott nicht fürchten?"

Mit diesen Fragen schloß Frau Lauretta ihre schneidige Rede an den Erzbischof. Der Eindruck ihrer Worte war ein überwältigender. Schweigend und wie in Nachdenken versunken saß Balduin vor der ernsten Mahnerin. Doch nicht lange hielt dieser Eindruck nach. Sein Stolz gewann die Oberhand über sein Gewissen.

Es war bei dem Erzbischof Balduin wie bei dem Landpfleger Felix, da Paulus vor diesem und vor dessen Weibe Drusilla redete von der Gerechtigkeit und von der Keuschheit und von dem zukünftigen Gericht. Wohl erschrack er auch wie Felix, aber er suchte auch alsbald wie dieser, sich des Schreckens zu entledigen.

Von seinem Sitze sich erhebend sprach er: „Ich bin in Euerer Gewalt; aber Belehrung oder gar Tadel und Vorwürfe von Euch hinzunehmen, ziemt mir nicht. Mit Pater Marquard werde ich sprechen.“

Mit diesen Worten verneigte er sich vor der Gräfin und entfernte sich.

Eine Zeit lang gieng er in den Räumen des Burghofes herum, die ihm zu betreten gestattet war. Wer ihn beobachtete, dem konnte nicht entgehen, daß er von innerer Unruhe zu schnellem Gange getrieben wurde. Aber Zorneswolken umzogen sein Angesicht. Finster und in sich gekehrt schritt er auf die Burg zu und begab sich in sein Gemach. Dieses war seinem hohen Stande gemäß mit großer Pracht und allen Bequemlichkeiten ausgestattet, und zwei Diener warteten stets seiner Befehle vor der Thüre seines Gemaches. Einen derselben winkte er zu sich, indem er zur Thüre eintrat und befahl ihm, den Pater Marquard herbeizurufen.

Auf einem mit rothem Seidendamast überzogenen, gepolsterten Armstuhl saß er, als dieser eintrat und in ehrfurchtsvoller Stellung mit über der Brust gekreuzten Armen bei der Thüre stehen blieb.

Wie ein Gebieter und nicht wie ein Gefangener im Schlosse herrschte er den Pater an: „Ihr verletzet den Gehorsam, welchen ihr der heiligen Kirche angelobt habt und schuldig seid, und pflanzet giftige Lehren in das Herz der Gräfin. Ich als euer Bischof und Kirchenfürst verbiete dieß bei harter Pön und verlange, daß Ihr mir sogleich das

Buch aushändigt, aus dem Ihr die gefährlichen und strafbaren Lehren schöpfet."

Ohne sich aus seiner demüthigen Stellung zu erheben erwiderte der Pater: „Als meinem Kirchenfürsten werde ich Euch stets alle Ehre erweisen, aber Gehorsam kann ich nur in den Stücken leisten, die nicht gegen das Wort und Gebot meines und Eures Erzhirten und himmlischen Bischofes sind, den Gott ausgeführt hat von den Todten und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeine und hat alle Dinge unter seine Füße gethan. Eben darum kann ich Euch auch das Buch nicht ausliefern, das Gottes Wort ist. Es ist die Quelle alles Heiles und Lebens, daraus ich täglich schöpfen muß." —

„Daß ich ein Gefangener bin!" rief der Bischof im Zorn aus, indem er sich von seinem Stuhl erhob und an den Pater herantrat. „Ihr solltet mir Eure Vermessenheit büßen! Nun die Zeit wird kommen. Ihr seid entlassen!"

Bei diesen Worten wandte er dem Pater den Rücken und dieser entfernte sich mit tiefer Verbeugung, obwohl der Erzbischof nicht auf ihn sah.

V.

Trotz des Zornes, den der Erzbischof gegen die Gräfin und gegen Pater Marquard an den Tag legte, wurde er von diesen doch stets mit aller Ehrfurcht behandelt, ja Lauretta verwandte noch mehr Sorgfalt auf seine Bewir-

thung, wie bisher. Balduin fühlte sich innerlich überwunden durch so viele Beweise der Ergebenheit und Liebe, und doch wollte er selbst gegen die Gräfin sich nicht merken lassen, daß er seinen Zorn bereue.

War er früher gerne in der Nähe derselben, um sich mit ihr in freundschaftlichem Gespräche zu unterhalten, so machte er sich jetzt an die drei Knaben des Hauses, aufgeweckte, lebhafte Bursche, die bei aller Scheu vor dem Erzbischof, doch auch eine kindliche Offenheit in Wort und Spiel mit ihm zeigten.

Gerade die Unterhaltung mit den Knaben sollte für ihn Veranlassung werden, seinen bisherigen Plan und seine Wünsche aufzugeben. Denn als diese einmal im Armbrustschießen sich übten und der Erzbischof nicht nur ihrem Spiele zusah, sondern ihnen auch Anleitung gab, stellte er die Frage, wozu sie denn die Kunst, mit der Armbrust sicher zu treffen brauchen wollten.

„Wozu?“ fragte der älteste Knabe, Johannes; „Wir wollen die Feinde, die gegen unsere Burg anrücken, niederschießen, sowie sie sich den Mauern nahen;“ fügte er keck hinzu.

Der Erzbischof wurde durch diese Worte des Knaben plötzlich ernst gestimmt. Er war gänzlich von jedem Verkehr nach Außen abgeschlossen und so scharf bewacht, daß er weder irgend eine Kunde von sich seinen Freunden und Anhängern geben, noch von ihnen empfangen konnte. Gleichwohl hegte er die feste Zuversicht, daß diese Etwas unter-

nehmen würden, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Und daß diese eine Macht aufbieten können, welcher die Gräfin in die Länge nicht Widerstand zu leisten im Stande sei, war ihm volle Gewißheit.

Von Tag zu Tag wartete er auf das Heranrücken seiner Freunde und eben deshalb hatte er bis zur Stunde mit der Gräfin noch kein Wort gesprochen wegen seiner Freilassung.

Als er nun von dem ältesten Knaben die Aeußerung hörte, trat der Ernst des Gedankens an einen Kampf der Seinigen gegen die Gräfin vor seine Seele und wollte der Freude über die endliche Erfüllung seines Wunsches keinen Raum lassen.

Doch sehen mußte er, ob er sich nicht Gewißheit verschaffen könnte über die Unternehmungen, die von außen her an die Starkenburg kommen sollten. Daher fragte er die Knaben: „Und wer hat euch denn gesagt, daß Feinde gegen die Burg heranrücken?“

„Kuno sagte es uns;“ antwortete wieder der älteste Knabe. Kuno war derjenige Dienstmann der Gräfin, welcher in körperlichen Uebungen den Knaben Unterweisung gab.

Aber ehe noch der Erzbischof eine weitere Frage stellen konnte, fiel der jüngste Knabe, Namens Emerich ein: „Ja und Kuno hat auch gesagt, wenn die Feinde mit ihren Wurfmaschinen die Mauern unserer Burg angreifen oder mit Pfeilen und Armbrüsten nach der Besatzung schießen, so werde man dich über die Mauern hinaushängen und gerade dahin, wo die meisten Geschoße herfliegen.“

Ueber diese Worte erschrak der Erzbischof so sehr, daß er alles weitere Gespräch mit den Knaben einstellte.

Ganz in sich gekehrt gieng er in sein Gemach und versank da in düsteres Nachdenken.

Doch nicht lange saß er da, so merkte er an einem Lärmen und Hin- und Herlaufen im Burghofe und auf den Mauern, daß etwas Wichtiges vorgehen müsse. Leider konnte er von seinem Gemache aus gar nicht einmal die Mauern sehen und auch nur der innerste Ring des Burghofes bot sich seinen Blicken dar. Größer als die Unruhe draußen war daher die Unruhe in seinem Innern. Er sprang von seinem Stuhle auf, gieng an die Fenster und durchmaß dann mit großen Schritten sein Zimmer. Sollten wirklich seine Freunde im Anzuge sein? Sollte er den Ausgang des Kampfes erwarten? Gefahr für die Starkenburg müsse die größte Gefahr für ihn werden. Er durfte der Entschlossenheit der Gräfin Lauretta auch gegen ihn Alles zutrauen, was ihr gegen den Andrang seiner Freunde, ihrer Feinde, zweckdienlich wäre. Das waren die Gedanken und Erwägungen, die sein Inneres durchzogen. Die Rede des Knaben schwirrte vor seinen Ohren, erschütterte sein Inneres. Es wurde ihm zum Ersticken enge auf der Brust, schwer athmete er auf. Bald blieb er ruhig stehen und horchte, ob er nicht die Fußtritte der Gräfin vernehme, ob sie keinen Boten an ihn abschicke und ihn zu sich bitten lasse. Doch Niemand nahte sich seinem Zimmer. Seine Unruhe steigerte sich bis zur Angst, je lauter der Lärm und das

Waffengeklirr von den äußeren Ringen des Burghofes her an sein Ohr schlug. Er konnte es nicht mehr aushalten. Gewißheit über die Vorgänge und über die Absichten der Gräfin mußte er sich verschaffen. Deßhalb rief er jetzt einen seiner Diener zu sich und entsandte ihn zur Gräfin mit der Bitte, ihm eine Unterredung zu gewähren. So hart ihm das auch ankam, er mußte es doch thun; er mußte bitten. Die Zurückhaltung der Gräfin war ihm ein Beweis ihrer Ungunst, ihrer Wagniß. Der Diener blieb mit einer Rückantwort seiner Ungeduld schon zu lange aus. Hastig durchschritt er wieder das Zimmer; mit auf die Thüre gerichteten Blicken blieb er stille stehen. „Will der Dämon von einer Frau mich zu Tode martern?“ murrte er durch die verbissenen Zähne und zusammengeklemmten Lippen. — Endlich hörte er Fußtritte den langen Gang her auf sein Gemach zukommen. Er hatte erwartet die Gräfin werde selbst zu ihm kommen, allein je näher die Tritte kamen, desto bestimmter merkte er, daß es männliche seien. Mit Recht schloß er daraus, daß die Gräfin nicht gesonnen sei, ihm Anerbietungen zu machen, sondern eher, von ihm Bitten zu erwarten.

Der Diener meldete auch kurz: „die Frau Gräfin sei jederzeit bereit, den hochwürdigen Herrn Erzbischof zu empfangen.“

„Sehr gnädig!“ brummte Balduin voll Aufregung in den Bart hinein.

Bald stand er vor Lauretta, die ihn wohl mit Ehr-

erbietung empfieng, aber doch stolzen Muth durch die Ehrerbietung hindurchblicken ließ.

Sie nöthigte den Churfürsten zum Sitzen, während sie selbst ihm gegenüber stehen blieb und ihn fragte, um seine Wünsche oder Befehle, — wie sie spitzig hinzusetzte. Der Churfürst fühlte die Spitze des letzten Wortes und entgegnete: „Zu befehlen hat ein Gefangener nichts, wie Ihr wohl wißt, Frau Gräfin. Aber nach Eurer bisher mir bezeugten Urbanität darf ich wohl eine klare Antwort auf einige Fragen erwarten. Da jedoch einige Erörterungen folgen werden, so dürfte die Frau Gräfin sich auch setzen, wie ich gethan habe." —

Ohne weiter ein Wort zu sprechen nahm die Gräfin Platz, worauf der Erzbischof begann: „Wozu ist denn dieser Lärm und das Geklirr Gewappneter und Bewaffneter in den Räumen des Burghofes, auf welche ich, wie Ihr wohl wißt, nicht hinsehen kann?

„Ich habe meine Vasallen und Dienstmannen zusammenberufen," antwortete bestimmt und in kräftigem Tone die Gräfin. „Mein Vetter, Graf Heinrich von Spanheim, vertheilt nun die Mannschaft unter passenden Führern auf die Thürme und Mauern zur Vertheidigung."

„Und wodurch sind diese Maßregeln geboten?" fragte der Erzbischof weiter.

„Freilich, wissen könnt Ihr nicht, was uns droht; — antwortete Lauretta mit scharfer Betonung des Wörtleins „uns;" aber denken könnt Ihr Euch doch, was gegen mich

unternommen werden will. Eure Freunde ziehen mit starker bewaffneter Macht gegen mich heran, Euch zu befreien. Ob es ihnen gelingen wird, könnt Ihr, als erfahrener Feldherr am besten beurtheilen. Denn Ihr kennet die Widerstandskraft der Starkenburg. Jedenfalls müßte der hochwürdige Herr Erzbischof jede Gefahr einer langen Belagerung mit seiner geringen Magd theilen."

„Wer sind denn diejenigen meiner Freunde, welche das Unternehmen eines Angriffes und einer Belagerung wagen?" lautete abermals eine Frage des Churfürsten. —

„Als Anführer derselben kann ich Euch nennen Johann von der Layen, Johann zu Saarbrück, Georg zu Veldenz, und die Raugrafen."

„Und Ihr hättet im Sinne, Frau Gräfin, mich über die Mauern, da wo der Andrang am heftigsten ist, hinaus hängen zu lassen? wenigstens hat Kuno zu Euern Knaben gesagt, daß mir dieß geschehen soll."

„Was Kuno sagt, dafür bin ich nicht verantwortlich; daß aber die Schritte des Kriegers nicht immer im Zaum gehalten werden können, wenn es einmal gilt, das Blut des Kriegsgesellen zu rächen und sich selbst zu wahren, ist Euch besser bekannt, als mir."

Diese Worte der Gräfin brachten einen erschütternden Eindruck bei dem Erzbischof hervor und Lauretta bemerkte dieß mit geheimem Vergnügen.

Einige Minuten lang schwieg der Erzbischof mit zu Boden gesenkten Blicken. Dann aber erhob er sein Haupt

und sprach, indem er seine Augen auf die Gräfin heftete, die in kalter Ruhe vor ihm saß: „Was soll ich thun, um die drohende Gefahr von uns abzuwenden? Denn ich bin nach Eurer Aeußerung vor und mit Euch in Gefahr."

„Zuerst müßt Ihr, hochwürdiger Herr, Befehl an Eure Freunde ergehen lassen, sofort den Rückzug von der Starkenburg anzutreten. Dann aber liegt Euch ob, unter Bedingungen, die wir mit einander feststellen, einen ehrlichen, dauernden Frieden mir mit einem Eide zuzusichern." So lautete die bündige Antwort der Gräfin.

„Und wann soll das geschehen?"

„Das Erstere ist nöthig, ehe der Kampf beginnt; zum Andern brauchen wir Zeit und Zeugen und Bürgen." —

„Eid, Zeugen und Bürgen!" — fiel hier der Erzbischof ein; „Ihr seid sehr mißtrauisch." —

„Ich habe mit einem mächtigen Fürsten und Krieger zu thun, und nicht mit einem geistlichen Hirten und Diener Christi;" sprach ernst und kräftig Lauretta.

Balduin fühlte wohl den Vorwurf, den ihm die Gräfin mit diesen Worten machte; allein es war jetzt keine Zeit, sich empfindlich zu zeigen oder gar eine zornige Gegenrede zu thun. Darum nahm er den Vorwurf mit Stillschweigen hin und stellte nur die Frage: „Sind meine Freunde schon der Starkenburg nahe?"

„Sie können heute Nacht schon den Angriff beginnen;" versicherte die Gräfin.

Der Erzbischof erhob sich von seinem Stuhle und entfernte sich mit einer stummen Verbeugung.

VI.

Am Fuße des Berges, auf dem die Starkenburg stand, zeigte sich eine Bewegung und ein Wogen, das aufgeregten Meereswellen ähnlich war.

Haufen von Rittern und Reisigen drängten heran und suchten erhaltener Anordnung gemäß ihre Stellung und Lagerplätze. In ihren glänzenden Helmen, Schilden und Harnischen spiegelte sich die Abendsonne und strahlende Blitze giengen von ihnen aus nach allen Seiten. Zahlreiches Fußvolk mit Armbrüsten, Pfeilen und Hellebarden bewaffnet folgten den Reitern. Zuletzt kamen Wägen mit Wurfmaschinen, Mauerböcken, Sturmdächern und andern Belagerungswerkzeugen jener Zeit. Des Volkes war so viel, daß es fast nicht genug Raum fand, sich aufzustellen und zu lagern unterhalb Starkenburg. Es gab ein Drängen und Treiben, ein Commandiren und Schreien, daß schon dieser Lärm zu den Mauern der Starkenburg hinaufgedrungen wäre und Kunde gebracht hätte von der Nähe des Feindes, auch wenn die Wächter auf den Zinnen der Burg den Anzug des feindlichen Heeres nicht bemerkt hätten. Das Zeichen, welches diese gaben mit ihren Hörnern, wurde auch vom Erzbischof gehört und verstanden. Es weckte ihn aus einem dumpfen Sinnen, in das er nach der Rückkehr von

der Gräfin auf sein Gemach versunken war. Für ihn war es keine leichte Sache, seinen Freunden, die für ihn so große Opfer bringen wollten, den Befehl zum Rückzug zu ertheilen. Aber die Worte des Knaben aus dem Munde des Kuno, dann die wenig befriedigende Aeußerung der Gräfin hierüber standen wie ein Gespenst vor ihm. Als die äußerste Frist, jede Gefahr für sein Leben abzuwenden, galt ihm der Wächterruf von den Burgmauern.

Er griff zu einem Stück Pergament, das vor ihm lag und schrieb mit widerstrebendem Gemüthe und zitternder Hand den Befehl an die Führer des zu seiner Befreiung herangezogenen Heeres, daß sie von jedem Angriff auf Starkenburg abstehen und sogleich wieder aus ihrer genommenen Stellung zurückgehen sollten. Mit einem tiefen Seufzer schrieb er seinen Namen unter diesen Befehl, aber zu weiterem Nachdenken ließ ihm der Eintritt zweier Männer nicht Zeit, die er um so mehr haßte, als er sie jetzt mit äußerer, erkünstelter Höflichkeit und Ruhe empfangen und anhören mußte.

Es waren dieß die Leiter jenes Angriffes, der ihn der Gefangenschaft überlieferte — Volker von Starkenburg und Nicolaus von Neuburg. Starke kräftige Männer standen sie jetzt in ihren eisernen Harnischen und mit gewaltigen Schwertern an der Seite als wahre Schreckgestalten vor dem Erzbischof; das einzige Zeichen der Ehrerbietung, das sie ihm gaben, war, daß sie ihre Helme vom Haupte genommen hatten. Aber um so trotziger zeigten sich ihre Geberden, um

so drohender waren ihre Blicke. Volker von Starkenburg ergriff auch ohne Zaudern das Wort und sprach: „Die Frau Gräfin Lauretta, meine Base, entsendet uns zu Euch, Herr Erzbischof, und läßt fragen, welchen Entschluß ihr gefaßt habt; ob das Waffenwerk beginnen oder Euer Heer sich zurückziehen soll?“

Noch einmal stieg Zorn und Rachsucht in dem Gemüthe des Erzbischofs auf, als er die beiden Geharnischten vor sich sah und er sagte: „Ihr werdet doch nicht so unbesonnen sein und der Macht meiner zahlreichen Freunde Widerstand leisten wollen?“ Nicht lange durfte er auf Antwort warten, denn Nicolaus von Neuburg sagte mit Lachen: „O wir sind nicht unbesonnen, Herr Erzbischof, wir wissen, welchen tapferen Vorkämpfer wir an Euch haben, mit dem schlagen wir jedes neue Heer Eurer Freunde in die Flucht.“ —

Zornesgluth färbte die Wangen des Erzbischofs und ohne ein Wort zu sprechen, griff er nach seiner Schrift und überreichte sie dem Volker von Starkenburg. Dieser war des Lesens so wenig kundig als Nicolaus von Neuburg, darum sah er mit bedächtiger Miene auf die unschönen Schriftzüge, worauf er fragte: „Was bedeuten diese Striche und Zeichen?“

„Bringt es nur der Gräfin! sie versteht, was geschrieben ist und wird den nöthigen Gebrauch davon machen.“ Mit leisen Worten wandte sich der Churfürst ab von ihnen und diese entfernten sich ohne ein Zeichen der Höflichkeit.

Die Gräfin hatte kaum das Schriftstück gelesen, so gab

sie Befehl, sogleich zwei Herolde mit der Schrift des Erzbischofs an das Heer seiner Freunde abzusenden. Die Mittheilung des Inhaltes dieses Schreibens erregte bei den Rittern gar keine Freude. Volker von Starkenburg sagte: „Wir hätten doch denen da unten Gelegenheit lassen sollen, ihre Köpfe an unsern Mauern zu zerstoßen, die Wucht unserer Steine, und die Schärfe unserer Schwerter zu erproben."

Nicolaus von Neuburg fügte in roherer Weise bei: „Und ich hätte gerne diesen gerühmten Kriegshelden, den Erzbischof Balduin, zittern und beben sehen und an seiner Angst und Furcht mein Auge weiden mögen."

Die Gräfin aber schnitt weitere Ausdrücke blutiger Kriegslust ab mit den Worten: „Blutvergießen zu meiden und Menschenleben zu schonen ist Christenpflicht. Darum eilet zu thun, was ich befohlen habe."

Vor der Thür draußen konnte aber Nicolaus von Neuburg sich nicht halten, zu äußern: So geht es eben, wenn Weiber commandiren! Sollte mich nur freuen, wenn die Männer da drunten das Geschrift nicht anerkenneten."

Und fast schien es, als sollte ihm diese Freude zu Theil werden. Denn als die Herolde die Schrift des Erzbischofs an Johann von der Layen überreicht hatten, rief dieser einige Domherren, die im Heere des trierschen Erzbisthums waren, herbei, um zu lesen, was der Churfürst anordne. Kaum aber war dieser Befehl von einigen Rittern ausgesprochen, so drang er schnell durch die Schaaren der eben

herangezogenen Truppen und erregte da lautes Murren und heftigen Widerspruch. Nur unter den Haufen der Stadt Trier gab sich Freude darüber kund. Bald hörte man schreien: „Das ist Betrug! Das kann der Erzbischof nicht geschrieben haben!" Die Domherren aber versicherten, es seien die eigenhändigen Schriftzüge des hochwürdigen Erzbischofes.

„So wurde er gezwungen dazu; sein Wille und Wunsch kann es nicht sein, daß wir ohne Schwertstreich abziehen, und ihn als Gefangenen sitzen lassen." So rief ein kampfeslustiger Ritter.

Auch einige Stimmen des Spottes wurden laut.

Während dieses Lärmens der verschiedensten Stimmen unter und gegen einander, waren die Vornehmsten zusammengetreten und hatten berathen, was sie thun sollten, um sich aus dem Munde des Churfürsten selbst Gewißheit zu verschaffen über seinen wirklichen Willen, aber auch um dann desto sicherer die Widerstrebenden im Heere zu beschwichtigen.

Es wurde beschlossen, mit den beiden Herolden von der Starkenburg zwei Ritter aus ihrer Mitte abzuschicken an den gefangenen Erzbischof, um mündlich seine Meinung und Absicht zu erkundigen. Rechneten sie dabei auf Gutmüthigkeit und Kurzsichtigkeit der Gräfin Lauretta, so haben sie sich verrechnet.

Die Dämmerung hatte schon angefangen in die Nacht überzugehen, als Georg zu Veldenz und Wilhelm von Kazen-

ellenbogen, die beiden Abgeordneten des Belagerungsheeres mit den beiden Herolden von der Starkenburg bei dem Thore der äußersten Ringmauer anlangten. Von da aus mußte Meldung gemacht werden an die Commandanten und durch diese an die Gräfin von der Anwesenheit der Abgeordneten und von ihrem Verlangen, mit dem Erzbischof zu sprechen. Die Gräfin Lauretta war kurz entschlossen und gestattete eine Unterredung der genannten Abgeordneten mit dem Erzbischof unter folgenden Bedingungen: 1) die Abgeordneten dürfen nur mit verbundenen Augen vor den Erzbischof geführt und eben so wieder an das äußerste Thor der Burg zurückgebracht werden; 2) sie dürfen nur in ihrer und in ihres Vetters, Volkers von Starkenburg, Gegenwart sich mit dem Erzbischof besprechen; 3) das Ergebniß dieser Besprechung müsse noch im Laufe dieser Nacht vollzogen werden und dürfe die Besprechung nichts ander's berühren, als das Heer, welches gegen Starkenburg herangezogen war.

Von der Ankunft der Abgeordneten und von den Bedingungen ihrer Besprechung mit dem Erzbischof mußte doch auch diesem Nachricht gegeben werden, um seine Zustimmung einzuholen.

Als Balduin die Bedingungen vernahm konnte er trotz alles Druckes seiner Lage ein Lächeln nicht zurück halten.

„Freilich müssen diese Bedingungen eingehalten werden," sagte er; „die Gräfin ist eine sehr kluge Frau."

Als endlich die Abgeordneten vor dem Erzbischof standen und ihnen die Binden von den Augen genommen waren;

erhob sich der Erzbischof von seinem Sitze und sprach zu ihnen: „Die Handschrift ist von mir angefertigt; ihr Inhalt drückt meinen eigenen freien Willen aus und was darin angeordnet ist, muß sogleich in Vollzug gesetzt werden!“

„Aber, hochwürdigster Herr!“ entgegnete Georg zu Veldenz; „bedenket doch, mit welcher Macht wir gekommen sind, die Starkenburg zu brechen und Euch in Freiheit zu setzen! Und hinter uns stehen noch weitere Kräfte, worunter ich nur Euern Neffen, den König Johann von Böhmen, namhaft mache.“

„Nicht zu meiner Befreiung würde Euer Angriff auf Starkenburg dienen, wohl aber mir einen qualvollen Tod zu bereiten. Ihr seid gekommen, mir Freiheit zu verschaffen; so ziehet wieder ab, um mein Leben zu bewahren. Meine Freiheit wird dann aus weitern Verhandlungen folgen.“ So sprach der Erzbischof zu den Abgeordneten; und zur Gräfin gewendet: „Ihr werdet meine Worte bestätigen, Frau Gräfin.“

„Ich kann nicht anders;“ versetzte diese. „Und je eher nach Abzug des Heeres wir über die Bedingung Eurer Freiheit einig geworden sind, desto bälder wird sie Euch gegeben.“

„So geht nun hin in Frieden! Meinen Dank werden Alle, die mir zu Dienste hieher gekommen sind, später empfangen.“ Hiemit entließ der Erzbischof seine Freunde, und auch die Gräfin und ihr Vetter entfernten sich zugleich mit ihnen. Vom Lager der Feinde herauf hörte man bald wil-

des Geschrei und Getümmel; aber als die Sonne ihr Haupt erhoben hatte und die Ebene unter der Starkenburg beleuchtete, sah man keinen bewaffneten Mann mehr. —

VII.

Das feindliche Kriegsheer war abgezogen vom Fuße der Starkenburg, die Dienstmannen der Gräfin Lauretta waren entlassen und in den Burgräumen herrschte wieder die alte Ruhe. Nun aber drängte der Erzbischof auch zu ernstlichen Unterhandlungen über seine Entlassung aus der Gefangenschaft. Wir können unsern Lesern die Bedingungen dieser Entlassung mittheilen und daraus mögen sie sehen, welche Umsicht und welche Festigkeit Lauretta dabei an den Tag legte. Aber ihre Liebenswürdigkeit, ihr frommer Sinn und die Ehrfurcht, die sie gegen Balduin erwies, hat unzweifelhaft auch viel dazu beigetragen, einen Frieden unter solchen Bedingungen von Balduin zu erlangen.

Vor allen Dingen mußte der Erzbischof schwören, das Schloß Birkenfeld unvollendet liegen zu lassen und dann ein Lösegeld von dreißig tausend Pfund Hellern bezahlen, eine für jene Zeit sehr bedeutende Summe. Gleichwohl sagte Balduin scherzend: „Es sollte mich fast verdrießen, daß ihr mich so gering schätzet.“

Aber Lauretta äußerte: „Ich achte die Gunst des Herrn Churfürsten höher, als das Geld, und diese mir zu erhalten, werde ich von nun an allen Fleiß anwenden.“

Allerdings hätte Balduin mehr bezahlen können, denn er galt als der reichste Fürst Deutschlands, König Eduard III. von England hatte seine Krone an ihn verpfändet und der deutsche Kaiser hatte Städte gegen große Geldsummen bei ihm versetzt. Allein was Balduin noch leisten mußte, war wohl eben so hoch anzuschlagen, so daß er seine Freiheit doch sehr theuer erkaufen mußte. Bis die dreißig tausend Pfund Heller abgetragen waren, mußte er der Gräfin und ihren Erben die Schlösser Cochem, Berncassel und Manderscheid nebst den Burgmannen und dem dazu gehörigen Gut zur Sicherheit und Sühne geben; ja wenn die bedungene Summe schon abgetragen sei, sollten diese Schlösser noch im Besitz der Gräfin und ihrer Nachkommen bleiben, so lange der Erzbischof lebe. Auch die Unterhaltung dieser Schlösser und der darin befindlichen Mannschaft mußte Balduin übernehmen. Drei Rathmänner wurden gewählt zur Schlichtung jedes Zwistes, der sich etwa zwischen dem Erzbischof und der Gräfin erheben sollte.

Das war Paul von Eich für Trier und Volker von Starkenburg für die Gräfin. Sollten diese es binnen vier Wochen zu keiner Einigung bringen, so würde ein dritter Rathsmann aufgestellt, der die beiden andern zu vereinigen suchen müsse und zwar in vierzehn Tagen. Käme auch da keine Vereinigung zu Stande, so müßten alle drei Rathsmänner bei einander bleiben auf eigene Kosten bis die Sache abgemacht sei.

Balduin mußte ferner versprechen weder sie noch ihre

Helfer bei seiner Gefangennehmung, am allerwenigsten den Pater Marquard wegen seiner aus der heiligen Schrift geschöpften Lehren in irgend eine Strafe zu ziehen oder ziehen zu lassen.

Ein Trutz- und Schutzbündniß wurde geschlossen zwischen dem Erzbischof und der Gräfin und das sollte in Bezug auf alle ihre gegenseitigen Feinde gelten mit Ausnahme Roms, des Reiches, des Erzbischofs von Mainz und des Grafen von Luxemburg, sowie des Grafen von Salm.

Endlich mußten diese Zusagen des Erzbischofs durch Namensunterschrift und Insiegel unter das schriftliche Document verbürgen alle die Fürsten, Grafen, Edeln und freien Städte, welche sich um die Freilassung Balduins bemüht hatten, namentlich: Johann, König von Böhmen; Johann von der Layen, Johann von Saarbrück, Georg von Veldenz, Wilhelm von Kazenellenbogen, die Raugrafen und die Städte: Oberwesel, Boppard, und Coblenz.

Erst nachdem dieß geschehen war, hatte die Stunde der Freiheit für Balduin geschlagen. Sein Aufenthalt in der Gefangenschaft während dieser Friedensverhandlungen schien für ihn ein gesegneter werden zu wollen. Denn nicht nur die heilige Schrift las er fleißig mit Pater Marquard, sondern besprach sich auch mit diesem und mit Lauretta gerne über das Verderben der Kirche, namentlich ihrer Leiter, und über die Nothwendigkeit einer Reinigung und Erneuerung derselben.

Wirklich schien auch in der ersten Zeit seiner Entlassung

aus seiner Gefangenschaft eine innere Aenderung zum Bessern bei ihm vorzugehen. Er enthielt sich vom Waffenwerk, Jagd und Krieg, und drang auch auf bessere geistliche Zucht unter seinen Domherrn und unter den Mönchen und Nonnen in den Klöstern.

Aber wir haben ja schon in dem kurzen Abriß, den wir von seinem Leben gaben, gesehen, daß er bald wieder den Hirtenstab mit dem Schwerte vertauschte.

Gegen die Gräfin Lauretta benahm er sich jedoch stets ritterlich und aufrichtig. Er bezeigte ihr seine Achtung bei jeder Gelegenheit trotz dem, daß sie allein es war, die ihn demüthigte.

War Lauretta auch von Seiten Balduins unangefochten, so war sie es doch nicht von einer andern Seite.

Sie hatte einen hohen geistlichen Würdenträger anzugreifen und in Gefangenschaft zu nehmen gewagt; dieses Wagniß konnte der Papst nicht ungestraft lassen.

Papst Johannes der einundzwanzigste sprach auch wirklich die Excommunication über sie und ihre Helfer aus, die gewiß von den erschreckendsten Folgen für sie gewesen wäre.

Allein Balduin hatte die Gräfin wegen ihres Muthes, ihrer Entschlossenheit und Umsicht schätzen gelernt, auch wohl vor ihrer Frömmigkeit Achtung gewonnen und Dank war er ihr schuldig für die sorgfältige, mit aller Ehrerbietung gegen ihn geübte Behandlung; deßhalb wandte er sich selbst an den Papst und bat um Absolution für die Gräfin und ihre Anhänger. Er nennt sie in diesem Gesuche die „sehr

achtbare Gräfin Lauretta von Spanheim zu Starkenburg" und sucht auch ihre That seiner Gefangenhaltung zu beschönigen.

Auch sein Neffe König Johann von Böhmen verwendete sich für die Gräfin bei dem Papste.

Die päpstliche Absolution langte an; aber wir wissen nicht, ob dadurch „die Schande der Excommunication," die auf die Gräfin und die Ihrigen geladen war und um deren Abwendung der Erzbischof „aus eigenem und seiner Geistlichen freien Willen" gebeten hatte, auch wirklich abgenommen worden wäre. Wenigstens muß für uns und unsere Zeiten die Auflage, welche auch in der Absolution der Gräfin und ihren Helfern noch gemacht war, eben so hart als willkürlich und nur die Gewalt der Kirche oder vielmehr des Papstes kund gebend erscheinen.

Denn so lautete das Absolutionsbreve:

„Obwohl es ein entsetzliches Verbrechen ist, an geistliche Väter die verruchten Hände zu legen und denjenigen nicht geziemt, die Hilfe der Kirche anzurufen, die selbige so bitter in ihren ehrenwerthen Mitgliedern verletzten: so erweiset sich doch die Kirche als Mutter, die nie den rückkehrenden Kindern den Schoos zu verschließen pflegt, sondern die Reuigen an dem Busen der Barmherzigkeit wieder aufnimmt. Das Bittschreiben unserer in Christo geliebten Tochter, der edeln Frau, Lauretta, Gräfin von Spanheim zu Starkenburg, trierischen Diöces, bekennt wohl selbst, daß sie vorlängst mit einigen Genossen und Helfershelfern ihre

ruchlose Verwegenheit so weit getrieben, daß sie unsern ehrwürdigen Bruder, Balduin, Erzbischof von Trier, gefangen und zu ihrem Schlosse gebracht und einige Zeit da festgehalten, — indessen wollen wir doch nicht die Strafe nach der Strenge auflegen, sondern nur folgende Pönitenz bestimmen: Sie sollen sich persönlich an einem ansehnlichen, der Stadt Trier nahe gelegenen Ort begeben, weil sie, nach ihrer Aussage ohne Lebensgefahr in die Stadt Trier zur Vollziehung der Pönitenz sich nicht begeben können. An einem Festtage, auf Pfingsten oder auf Johannistag, sollen die Ritter und Domicellen, ihre Helfer, barfuß in unverbrämten Kleidern mit entblößtem Haupte, jeder eine wenigstens vierpfündige brennende Wachskerze in der Hand tragend, von dem Eingang des Ortes an hin zur Kirche ziehen, dort die Kerze andächtig und demüthig opfern, ihre Schuld öffentlich bekennen, zu einer Zeit, wo die Volksmenge am häufigsten zugegen ist. Sollte aber die Gräfin eine so schwere Kerze nicht tragen können, so mag sie eine kleinere in die Hand nehmen, die größere von einem Andern vor sich her tragen lassen. Ferner soll die Gräfin fünfzig Mann an einem Festtage nach Trier schicken. Diese sollen vom Thore der Stadt an bis zur Hauptkirche barfuß ziehen mit brennenden Wachskerzen in der Hand und dieselben auf den Altar stellen und bei zahlreicher Versammlung im Namen der Gräfin ihre Schuld öffentlich bekennen. Deßgleichen soll die Gräfin vier silberne Leuchter verfertigen lassen, zwölf Mark schwer, die sie durch besagte Abgeordnete auf den Altar zum ewigen

Eigenthum desselben setzen läßt und gewisse Einkünfte bestimmen, um sie auf ewige Zeiten im Brennen zu unterhalten. Hierüber soll eine authentische Urkunde angefertigt werden. Endlich soll die Gräfin sammt ihren Helfern zwei Jahre hindurch zu gewisser Zeit fasten und jedes einen Armen speisen." —

Wir wollten dieß päpstliche Absolutionsbreve ausführlich mittheilen, um das traurige Bild des verkommenen Christenthums oder der Kirche zu vervollständigen, das wir in dieser Erzählung darzustellen suchten.

Durch die Nachsicht des Erzbischofs wurde allerdings auch diese Pönitenz nicht in allen Stücken vollzogen. Denn er wollte die Gräfin schonen und auch dadurch ihr seine Hochachtung bezeigen.

Gleichwohl scheint diese seinem Wohlwollen nicht für immer getraut zu haben, von seinen Nachfolgern durfte sie oder ihre Nachkommen das Schlimmste fürchten. —

Eine Viertelstunde aufwärts an der Mosel öffnet sich ein enges Thal, durch welches ein Bach in den Fluß mündet. Hohe Felsen umgeben das Thal. Hier beschloß die Gräfin von dem Lösegeld Balduins ein Trutz-Trier zu erbauen.

Die Gebäude wurden auf die Felsenwand aufgesetzt; wo der Feind noch eindringen konnte, wurden gewaltige Mauern aufgeführt. Unterirdische Verbindungsgänge wurden durch die Felsen ins Thal hinabgebrochen. So entstand

eine der festesten Burgen Deutschlands und man nannte sie die Frauenburg.

Hier war der wichtigste Paß an der Mosel. Wer diese Burg nicht besaß, konnte sich nicht Herr der Mosel nennen. Als die Frauenburg fertig war, siedelten sich zuerst die Arbeiter und dann auch andere Umwohnende am Fuß des Berges an. Das Flüßchen kam ihren Gewerben zu Statten und die Burg schützte sie. Auch die Burgmannen zu Frauenburg bauten sich Häuser im Thale und die neuen Ansiedlungen wurden in die Befestigung der Burg mit eingeschlossen. So entstand Trarbach und wurde dieser Ort schon zu Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts eine Stadt genannt. —

Wir aber danken Gott, daß die schwachen Strahlen evangelischen Lichtes, die wir aus dem Herzen der Gräfin Lauretta und des Paters Marquard hervorleuchten sehen, endlich als volle Gnadensonne des Evangeliums aufgiengen, so daß die Finsterniß und Gewalt des mittelalterlichen Kirchenthums weichen mußte und man ihr gegenüber keine Bollwerke mehr braucht, wie die Frauenburg war.

Das Haus Werkmann.

Eine Erzählung
aus der neueren Zeit.

---

1. Die Familie.

O selig Haus, wo man dich aufgenommen,
Du wahrer Seelenfreund, Herr Jesu Christ!
Wo unter allen Gästen, die da kommen
Du der gefeiertste und liebste bist.

Es ist so gebräuchlich unter Kaufleuten, daß man eine Handlung nach dem Namen des Herrn, der das Geschäft treibt, benennt mit dem Beisatze „Haus".

Diesem Gebrauch gemäß werden meine lieben Leser gleich auf den Schluß kommen: „da erhalten wir also eine Erzählung von dem glücklichen oder unglücklichen Erfolg eines großen Handelsgeschäftes."

Nun freilich, etwas derart muß ich schon auch berühren, aber ich möchte das „Haus Werkmann" gern aufgefaßt haben in dem Sinne des Liedes, von dessen erstem Vers ich diesem Kapitel ein Stück als Motto vorgestellt habe, und eben deßhalb muß ich meine Leser zuerst mit der Familie, mit den Gliedern derselben, mit den Bewohnern des Hauses bekannt machen.

Ein Kaufmann ist das Haupt dieser Familie, das den Namen Georg Werkmann führt, allerdings. Aber er

stellt sich uns nicht dar in einem vielfarbigen, großgeblümten Schlafrock, mit einer griechischen, rothen Mütze auf dem Haupte, mit einer ächten Havannahcigarre in dem Mund, die von Zeit zu Zeit in eine Hand genommen wird, deren Finger dicht mit goldenen von einem Rubin, Topas, Smaragd und Diamant besetzten Ringen geschmückt sind. Wir sehen ihn auch nicht auf einem mit dichtem Seidenstoff überzogenen Divan ausgestreckt, in vornehmer Nachläßigkeit, oder über neuen Geschäftsspeculationen brütend, vor uns liegen; ja nicht einmal in einem Comptoir von Buchhalter, mehreren Commis und einigen Lehrlingen umgeben, präsentirt er sich uns.

Nein, nichts von dem Allen! Da sitzt das Haupt des Hauses auf einem schwach gepolsterten, mit Schweinsleder überzogenen Stuhl, der allerdings eine Rücklehne mit zwei Ohrlappen hat, um zu einem Schläflein nach dem Mittagsessen sich anlehnen zu können, eine weiße Zipfelkappe auf dem Kopfe und eine Flanelljacke, mit hornenen Knöpfen besetzt, am Leibe. Die Beinkleider, die er an hat, sind von schwarzem Manschester und reichen nur bis an die Kniee, wo sie von weißen Schnällchen befestigt sind. Weiter abwärts zeigen sich schneeweiße Strümpfe und die Füße stecken ebenfalls in Schuhen mit Schnallen. Vor ihm liegen ein Paar Bücher, in denen ohne Zweifel das Soll und Haben eingetragen wird, ein Geschäft, das Herr Georg Werkmann selber und allein besorgt.

Sein Aufenthaltsort ist auch nicht eine Seestadt oder Nürnberg oder Augsburg, sondern ein Landstädtchen in einer Gegend, wo nach allen Seiten hin die Aussicht mit Hopfenstangen versperrt ist. Sein Geschäft ist deßhalb auch der einfache Hopfenhandel und darum sehen wir im Hause auch nichts von einem Laden mit aufgestapelten Waaren zum Verkaufe, ja nicht einmal ein Hopfengeruch strömt uns beim Eintritt in dasselbe entgegen. Denn der Vorrath von diesem Gewächse

ist auswärts bei Commissionären oder Unterhändlern gelagert in Gegenden, in welche der Kaufherr sein Geschäft hin geleitet hat und wo statt Hopfen Wein oder Getreide gebaut wird. Dagegen können wir aus einem Zimmer, das beim Eingang ins Haus rechts von dem Arbeitszimmer des Hausherrn liegt, ein Gemisch von Kinderstimmen vernehmen, das nicht nur auf ein ziemliches Häuflein, sondern auch auf merkliche Altersverschiedenheit der Kinder schließen läßt.

Wir sind an einem Sommermorgen schon früh sieben Uhr in das Haus des Georg Werkmann getreten und konnten hören, wie oben die behäbige Hausmutter in einfacher, bürgerlicher Kleidung, mit einer verbrämten d. h. mit schmalem, grauem Pelz, statt brabanter Spitzen garnirten Haube auf dem Kopfe, zur Thüre hineinrief in das Zimmer des Hausvaters: „darf ich jetzt das Frühstück bringen, Georg?“ Ohne sich umzusehen sagte dieser: „Ja wohl, Margret!“

Nun öffnete sich aber bald wieder die Thüre und herein traten — zwei, vier, sechs, acht — zehn Kinder, im Alter von zwölf bis zu zwei Jahren herab, sechs Mägdlein und vier Knäblein. Sie traten alle nach einander zu dem Vater heran, reichten ihm die Hand und wünschten einen „glückseligen Morgen!“ — Die größern Kinder ließ er mit einem freundlichen: „Danke!“ von sich, an die kleineren stellte er kurze Fragen und das kleinste — ein Mädchen, — nahm er auf den Schoos und unterhielt sich mit ihm.

Rechts vom Arbeitstische des Vaters, so ziemlich in der Mitte des Zimmers stand ein großer viereckiger Tisch. Dieser wurde jetzt von der zwölfjährigen Tochter, die Annmarget hieß wie ihre Mutter, mit einem weißen Tuche bedeckt und mit irdenen Tellern besetzt, deren jeder am Rande herum einen Spruch führte. Nur zwei zinnerne Teller wurden aufgestellt, die für Vater und Mutter gehörten. Aber noch ehe das Früh-

stück aufgetragen wurde, trat die Hausfrau und die Magd herein, die sich mit dem Kinderhäuflein zu einem Halbkreis ordneten. Die Mutter nahm das jüngste Kind dem Vater vom Schooße und hielt es auf ihrem rechten Arm, nachdem sie ihm die Händlein zusammengelegt hatte und nun selbst die Hände faltete. Der Vater hatte sich inzwischen auch von seinem Stuhle erhoben und ein Buch in die Hand genommen. Nun fieng er an das schöne Morgenlied zu singen:

Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn und heil'ger Geist,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn und Mond uns scheinen heißt 2c.

Alle Anwesenden stimmten je nach Kraft und Gabe in den Gesang ein und selbst die jüngsten Kinder sangen in ihrer Weise mit, ohne daß ihre Mißtöne das Ganze störten oder das Lachen der ältern Geschwister erregten. Bis zum vierten Vers:

Hilf, daß ich mit diesem Morgen
Geistlich auferstehen mag 2c.

wurde gesungen. Hierauf verlas der Vater einen Abschnitt der heiligen Schrift und drauf ein kurzes Gebet.

Der „Glaube und das Vaterunser" wurde von Allen gemeinsam und laut gebetet und zuletzt wurden noch die Verse gesungen:

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort 2c.

Meinen Leib und meine Seele
Sammt den Sinnen und Verstand,
Großer Gott ich dir befehle 2c.

Deinen Engel zu mir sende,
Der des bösen Feindes Macht,
List und Anschlag von mir wende 2c.

Nun setzte man sich an den Tisch, die kleinsten neben Vater und Mutter, und die Magd brachte eine große Schüssel herein voll — Milchsuppe! —

„Was keinen Kaffee?" — höre ich da meine jungen Leser ausrufen.

Kann nicht aufwarten damit; denn der Kaffee war zu der Zeit, da meine Geschichte vorgeht, noch eine wenig bekannte Sache und eine höchst selten gebrauchte — Leckerei, keine Speise.

„Aber in welche alte Zeit fällt denn die Geschichte?"

Geduld und Stille! denn der Hausvater erhebt sich zu einem kurzen Tischgebet.

Und ich kann versichern, daß die Milchsuppe vortrefflich schmeckte und daß auch die Kleinen sich mühten, selbst schon Etwas davon zu Munde zu bringen, wenn gleich bei dem Nesthockerlein das Meiste davon auf das „Vortüchlein", genannt „Hänkerle", kam und die Mutter weidlich nachhelfen mußte.

Nach dem Frühstück wurde natürlich wieder ein Dankgebet gesprochen und — sieben Kinder mußten eilen, um rechtzeitig in die Schule zu kommen.

„Aber warum haben sie auch so spät das Frühstück bekommen?"

Der kleine Naseweis, der sich zu dieser tadelnden Frage erhebt, möge bedenken, daß es für eine Mutter kein kleines und kurzes Geschäft gibt, bis zehn Kinder ordentlich gewaschen und angekleidet sind. Und wenn auch die zwei ältern Mägdlein dabei schon Hilfe leisten, einige Knaben sich selbst versehen konnten, so mußte doch die Mutter bei jedem genaue Visitation halten und zusehen, ob bei Allen Alles sauber und in Ordnung sei. Es mußte auch jedes der schulpflichtigen Kinder abgefragt werden, ob die „Lection" gelernt sei. Denn Mutter Margret hielt auf die Regel Luthers schon bei den Kindern:

„Ein Jeder lern' sein Lection,
So wird es gut im Hause stoh'n."

Und bei dem Aufrufen der Kinder kam der Mutter nicht selten eine Namensverwechslung vor, was ein lautes Gelächter bei den Kindern veranlaßte und auch einige Verzögerung verursachte.

Denn wenn die Mutter auch sagte: „Ich habe an meinen Händen zehn Finger, die in so ganz gleicher Weise mir zugehören, daß eines jeden Weh mein eigenes ist, ebenso verhält es sich mit meinen zehn Kindern;" so konnte doch bei so viel Namen eine Verwechslung derselben leicht vorkommen. Und ich selbst konnte alle die Namen der zehn Kinder nicht ausfindig machen, sondern nur der wenigen, die in der Geschichte besonders betheiligt sind. —

Nachdem ich aber die ganze Familie und den Beginn des Tages vorgestellt habe, kann ich füglich die Schilderung der weitern Tagesgeschäfte übergehen. Nur das Eine muß ich bemerken, daß am Nachmittage und besonders gegen Abend der Vater sich fleißig mit den Kindern beschäftigte, die größern unterrichtete, mit den kleinern spielte, kurz daß es, bis die Nachtruhe eintrat, in der Familie herging nach der Regel der heiligen Schrift:

„Lasset Alles ordentlich zugehen."

Ich könnte auch die Wirklichkeit meiner Erzählung als eine „wahre Geschichte" nachweisen. Aber es möchten leicht noch Glieder oder Nachkommen von Gliedern dieser Familie am Leben sein, deßhalb habe ich auch den rechten Namen des Hausvaters nicht genannt und das Städtchen des Aufenthaltes dieser Familie werde ich auch nicht bei seinem wirklichen Namen nennen, wenn es überhaupt nöthig werden sollte ihn zu nennen.

Aber die Zeit, in welcher das Alles geschah, was ich erzähle, werde ich genau bezeichnen und daraus wird man er-

sehen, daß es noch nicht so lange her ist, seit Einfachheit und christliche Ordnung aus den Familien verschwunden sind. Letztere kommt wohl durch Gottes Gnade hie und da wieder in Gang und Schwang und dazu möchte auch diese Erzählung förderlich und dienstlich sein. Was aber die Einfachheit, namentlich in Kleidung und Speise und Hauseinrichtung, betrifft, so dürfte sie in gleicher Weise auch in den christlichen Familien nicht mehr einzuführen sein. Manches gilt jetzt auch nicht mehr als Luxus, was es sonst war; ja der Kaffee ist sogar die „Armensuppe" geworden und kann für viele Leute je nach ihrer Beschäftigung und Leibesbeschaffenheit und Alter ein gutes Nahrungsmittel sein. —

---

2. Der Sonntag.

Auf, laß Egyptens eitles Wesen,
Die Stoppeln und die Zügel stehn!
Du sollst das Himmelsmanna lesen
Und in des Herren Tempel gehn.

Jeder Sonntag war in dem Hause des Hopfenhändlers Werkmann ein Freudentag, dem besonders die Kinder mit Verlangen entgegensahen und die, welche auch am Werkeltag noch nicht zu arbeiten hatten, am allermeisten. Die Sonntagskleider und die bessern Speisen, namentlich der Nachtischkuchen, mögen allerdings zur Weckung dieses Verlangens viel beigetragen haben, allein die feierlich friedliche Stimmung der Eltern, der Kirchgang, und was sonst noch diesen Tag vor den andern auszeichnete, haben offenbar auch schon auf die kleinen Kinder einen Eindruck gemacht, der bei einem und dem andern nicht selten den Wunsch laut werden ließ: „Wenn es nur alle Tage Sonntag wäre!"

Wild, Lebensbilder.

Die Vorbereitung auf den Sonntag begann aber auch schon am Sonnabend. Denn nachdem Stubenboden, Bänke und Tische gescheuert und gewaschen, ja selbst der Hofraum und der Platz vor dem Hause wohl gekehrt war, gieng es an das „Putzen und Strählen" der Kinder. Da wurde dieß Geschäft viel gründlicher und umfangreicher betrieben, als an den gewöhnlichen Tagen in der Frühe. Das kleine Volk wurde von der Mutter gewaschen; die größern mußten das von Kopf bis zu den Füßen selbst thun, aber sich einer gründlichen Prüfung von Seiten der Mutter unterwerfen. Die größeren Schwestern legten frisches Leinzeug nebst den Sonntagskleidern und Schuhen für alle Familienglieder zurecht.

Es ist etwas Schönes um ein solches „Fertig machen" am Sonnabend als Vorbereitung auf den Sonntag und eine christliche Hausfrau, die mehrere Kinder hat, wird wohl auch dafür sorgen, daß dem Sonntag-Morgen Zeit bleibe für die Vorbereitung auf den Gottesdienst.

Früh am Sonntag rüstete sich Groß und Klein zur Kirche.

War die Mutter angezogen, so ließ sie ein Kind nach dem andern vor sich hintreten, legte die letzte, ordnende Hand an Flechten, Falten und Krausen der Mädchen, strich den Knaben die Haare glatt, und ließ sich ihre Taschentücher vorzeigen. Sobald die Glocken ertönten, setzte sich der Zug in Bewegung. Die größern Geschwister führten die kleinern an der Hand, und Vater und Mutter giengen hinten her. In der Kirche war nahe an der Kanzel eine ganze Bank gemiethet für die Familie. Da saßen sie nun alle, das jüngste zunächst bei den Eltern, wie die Orgelpfeifen.

Wie viel die Kinder von der Predigt im Herzen behielten, darüber ist uns nichts berichtet. Aber wenn auch das „Amen" für sie das liebste Wort gewesen wäre, so war doch die gute Gewöhnung und das Beispiel frommer Andacht der Eltern

ein Samenkorn, das in späteren Jahren noch seine Frucht brachte.

Nach dem Gottesdienste gieng der Zug wieder nach Hause, wie er sich zur Kirche bewegt hatte, und bis das Mittagsmahl mit dem Sonntagskuchen aufgetragen war, konnten den Kindern auch die Spiele langweilig werden, zu denen sie sich in den Garten begeben durften.

Aber nun war „nach Tisch" gebetet; wieder wurde ein Lauf in den Garten gemacht und dießmal war der Vater auch dabei. Es schlug zwei Uhr; da rief der Vater das zerstreute Kinderhäuflein zusammen ins Zimmer. Warum geht's so langsam, mit hängenden Köpfen und trüben Gesichtern!

Sollen wir's den Kleinen übel nehmen, daß sie nur ungern die lange Predigt anhörten, die der Vater jetzt vorlas? Ach, wer auch als Kind so lange stille sitzen und eine Predigt vorlesen hören mußte ohne zu rucken oder zu mucken und weiß sich rein d. h. kann sagen, daß er stets mit Lust und Aufmerksamkeit dasaß, der nehme den ersten Stein und werfe ihn auf die kleinen unlustigen Zuhörer. Wußten sie ja doch auch, daß nach dieser Stunde des stillen Sitzens und Zuhörens ein gemeinsamer Spaziergang gemacht würde durch Hopfengärten im Gänsemarsch, durchs Wiesenthal am Ufer des fischreichen Flusses, in beliebiger Ordnung oder Unordnung, auf eine Anhöhe mit einem Bauerngut, wo es frische und saure Milch gab. Die größern Kinder wurden wohl auch auf dem Spaziergang um das Eine oder Andere aus der Predigt gefragt, ihre Aufmerksamkeit zu prüfen; die kleinern Kinder hatten doch den Eindruck davon, daß es etwas wichtiges sein müsse, was der Vater vorlese, wenn sie auch für Jetzt noch kein Interesse daran hatten.

Noch ehe der Abend hereinbrach gieng der Zug wieder dem Städtlein und dem Hause zu. Da wartete der Kinder

noch ein Vergnügen. Fast vor allen Häusern waren Bänke angebracht, darauf setzten sich Vater und Mutter — es giengen wohl auch die benachbarten Weiber zusammen auf Eine Bank und so machten es dann auch die Männer. Während die Eltern so beisammen saßen in wichtigen oder unwichtigen Gesprächen begriffen, hatten die Kinder Freiheit, sich in zahlreiche Haufen zusammen zu thun und gemeinschaftliche Spiele zu machen. Doch trennten sich die Mädchen immer von den Knaben und unter diesen that sich der zweitälteste Knabe des Herrn Werkmann, der Johannes, als Erzähler hervor, um den sich nach einigen lärmenden Spielen bald die ganze Knabenschaar versammelte und seinen Geschichten zuhörte. Da schlichen sich manchmal auch die Mädchen herbei und horchten.

Sobald aber die Abendglocke den ersten Laut vernehmen ließ, liefen die Kinder auseinander und in ihre Stuben. Da wurde zum großen Leidwesen der Zuhörer die Erzählung abgebrochen.

Drinnen in dem noch dunkeln Zimmer hört man das laute Gebet der Kinder:

Lieber Mensch, was mag's bedeuten,
Dieses späte Glockenläuten;
Es bedeutet abermal
Meines Lebens Ziel und Zahl.

Dieser Tag hat abgenommen
Gar bald wird der Tod auch kommen.
Ach lieber Mensch! so schicke dich,
Daß du sterbest seliglich.

Ein Abendgebet, vom Hausvater gesprochen, schloß mit dem Vers, den die Kinder sprachen:

„Alle Schritt und Tritt
Gehet Jesus mit;
Er ist mein Haupt, ich bin sein Glied
Drum geh'n die lieben Englein mit.

Schade nur daß nicht alle Sonntage schönes Wetter war, denn die Kinder meinten, das gehörte eigentlich zum Sonntag, und daß auch der Winter kam. Daß der Vater oft längere Zeit im Jahre vom Hause auf Geschäftsreisen entfernt war, fühlten die Kinder zwar schmerzlich, aber der Sonntag wurde unter Leitung und Führung der Mutter gerade so gehalten, wie wir beschrieben haben. Nur daß da ein Gebet um glückliche Heimkehr des lieben Vaters am Abend mit eingefügt war.

---

3. Der Krieg.

Schließ zu die Jammerpforten
Und laß an allen Orten,
Wo Menschen Blut vergießen
Die Friedensströme fließen.

Es waren schlimme Zeiten, in denen Georg Werkmann seinen Hausstand begründet hatte und in denen seine zehn Kinder geboren wurden und erzogen werden mußten.

Im Jahre 1792 war er mit Anna Margaretha Frank aus einem benachbarten Dorfe in die Ehe getreten und das Rauschen der Revolutionsstürme in Frankreich wurde auch in Deutschland mit Besorgniß und Furcht vernommen. Im Jahre 1796 ergoßen sich die schlammigen Fluthen der französischen Republik, wie sie aus den Blutströmen der Revolution sich angestaut hatten, auch nach Deutschland herüber. In zwei großen Armeen überschwemmten sie unser Vaterland.

Unsere Eltern und Großeltern konnten uns noch erzählen, was sie im lieben Schwabenlande zu dulden hatten von den Republikanern der Armee, welche der französische Feldherr Moreau anführte. Dieses zerlumpte Gesindel drang ja siegreich durch Baden und Württemberg vor bis nach Augsburg und bis in Bayerns Hauptstadt. Mißhandlung, Raub und

Mord und was sonst noch verwilderte, verthierte Menschen für Schandthaten ausüben können, war ihr Geschäft.

Plünderten die einzelnen Republikaner die einzelnen Dörfer und Häuser aus, so thaten das Gleiche nur in größerem Maßstabe ihre Anführer, und namentlich Moreau, durch Contributionen, die sie den Ländern auflegten an Schuhen, Pferden, Haber und Geld. Es ist zum Staunen, daß dieß Alles aufgetrieben werden konnte und es mußte oft in kurzer Frist geliefert werden.

Wie die Republikaner unter Moreau in Schwaben hausten, so machten es die Republikaner unter Jourdan in Franken.

Ueber Würzburg, Bamberg, Forchheim, an Nürnberg vorüber ergoß sich der Strom dieser zweiten französischen Armee in breiter Ausdehnung bis nach Amberg.

Dieselben Greuel, wie in Schwaben, wurden hier ausgeübt und das Städtchen, in welchem unser Georg Werkmann, nunmehr mit Frau und zwei Kindern, wohnte, hatte Schreckliches auszustehen. Kein Haus wurde von Plünderung und Gewaltthätigkeiten verschont. Und wo man einer Rotte viel gab, wie das im Hause des Werkmann geschah, da kam bald eine andere Rotte und forderte noch mehr, drohte auch mit Verwundung und Tod, wenn nicht gegeben werden konnte, was gefordert wurde.

Das war die „Freiheit und Gleichheit", welche die französische Republik den Deutschen zu bringen mit hohen Worten versprach, als sie ihre Truppen gegen den deutschen Kaiser und die ihm zugehörenden Fürsten und Stände des Reiches entsandte. — Und viele Deutsche hatten mit Lust aus diesem Lügen-Taumelkelch getrunken. —

Bei Donauwörth, wandte sich der jugendliche Held, Erzherzog Karl von Oesterreich, plötzlich von Moreau ab und eilte gegen Jourdan.

Mit dem aus Böhmen und der Oberpfalz hergerufenen österreichischen Feldherrn Wartensleben griff er die Armee Jourdans bei Neumarkt, Teining und zuletzt bei Amberg an und schlug sie gänzlich. Nun mußte Jourdan zurückfliehen durch dieselben Gegenden und Orte, durch die er hergezogen war. Hätten die Republikaner Zeit gehabt und wären sie nicht von den nachdringenden Oesterreichern zu höchster Eile getrieben worden, so hätten sie es auf ihrer Flucht noch ärger getrieben mit Rauben, Gewalt- und Schandthaten als bei ihrem Vordringen.

In einzelnen Fällen, an einzelnen Orten, wo sie Zeit dazu hatten, zeigten sie das. Erst in Unterfranken und am Spessart, wo die Land- und Städtebewohner schon Kenntniß bekommen hatten von der Niederlage und vom Rückzuge Jourdans, rächten sich diese wegen der früher erlitttenen Gewaltthaten an den Republikanern. Mit Dreschflegeln und Mistgabeln, mit Flinten und Säbeln wurden sie empfangen, angegriffen, getödtet oder zu noch eiligerer Flucht angetrieben.

Als Moreau in und bei München endlich von der Niederlage und vom Rückzug Jourdans hörte, mit dem er sich an der Donau hatte vereinigen wollen, mußte auch er an den Rückzug denken. Ja er mußte ihn mit aller Eile antreten, denn Erzherzog Karl zog mit großer Macht jetzt wieder gegen ihn heran, nachdem Jourdan in die Flucht geschlagen war.

So wurde Deutschland von seinen Drängern, Räubern und Mördern noch im Herbst des Jahres 1796 befreit.

Aber das Haus Werkmann hatte viel gelitten, durch Raub und Zwang, noch mehr durch gänzliche Stockung des Geschäftes.

Solche Zeiten und Erlebnisse trieben in's Gebet, natürlich Leute, in denen der Geist des Herrn schon Wohnung aufgeschlagen hat; und das war bei Werkmann und seiner Ehefrau der Fall. Leute, in denen der Geist des Glaubens und Ge-

betes noch nicht Eingang gefunden, verfinstern in Zeiten äußerer Trübsal noch mehr und versinken immer tiefer in Sünden. Es ist bei der Trübsalshitze, wie bei der Sonnenhitze die Wirkung verschieden nach dem Gegenstand, auf den sie fällt. Edles Wachs wird durch die Sonnenhitze weich und bildsam; dagegen gemeiner Koth wird hart.

Die Trübsalshitze war aber mit dem Jahre 1796 noch lange nicht vorüber. Denn Krieg und Kriegsgeschrei hörte von diesen Zeiten an nicht auf in Deutschland, bis Napoleon vom französischen Kaiserthron gestürzt war, den er sich selbst gebaut, auf den er sich selbst gesetzt hatte durch Gewalt der Waffen.

Besonders hatte das Haus Werkmann von vorrückenden, flüchtigen und verfolgenden Truppen zu leiden im Jahre 1805; dann wieder 1809 und 1812. Einquartierungen und Kriegssteuern drückten auch in der Zwischenzeit schwer auf jeden Hausgesessenen und Steuerpflichtigen.

Die Geschäftsreisen Werkmanns waren in diesen Zeiten nicht ohne Gefahr und die Handelsverbindungen nicht selten unsicher.

Nur der Muth, den Gottvertrauen gibt, nur die Sicherheit, in der man sich unter dem Schirm Gottes weiß, ließ ohne Furcht Handelsgeschäfte in Gegenden machen, die besonders häufig von französischen Truppen besucht und besetzt waren, wie die Ortschaften am untern Main und am Rhein. Und dort hatte Werkmann meistens seine Geschäftsfreunde.

Aber unter Gebet und Flehen wurden seine Reisen begonnen und ausgeführt, Gebet und Fürbitten der Seinen stiegen auch zu Hause täglich für ihn zu Gott auf. Das Häuflein der Kinder war, wie wir schon angaben, auf zehn gewachsen und somit war auch die Betgemeinde zu Hause immer größer geworden.

In Nürnberg lebte um jene Zeit der fromme Kaufmann Kießling und der demüthige und glaubensstarke Knecht des Herrn, Gottfried Schöner, welche in weitern Kreisen Alles an sich zogen, was vom Geiste Christi ergriffen und erfüllet war. Sie und ihre Gemeinschaft suchte Werkmann auf, so oft er nach Nürnberg kam, und diese beiden Männer unterstützten mit ihren Fürbitten Alle, die durch Glauben und Liebe, durch lebensvolle Frömmigkeit mit ihnen verbunden waren. Des Segens auch dieser Fürbitten durfte sich Werkmann freuen.

Und da mit seiner Familie auch sein Wohlstand wuchs, da seine Geschäfte auch unter den Kriegstrubeln ohne empfindliche Verluste gut giengen, so bekannte er gerne, daß er diese Gnade Gottes und Christi seines Heilandes meist der Fürbitte seiner Kinder und seiner christlichen Freunde in Nürnberg zu verdanken habe. So konnte er denn auch mit jedem neuen Jahre selbst in jenen harten Kriegszeiten mit den Seinigen singen:

Wir geh'n dahin und wandern
Von einem Jahr zum andern;
Wir leben und gedeihen
Vom alten bis zum neuen,
Durch so viel Angst und Plagen
Durch Zittern und durch Zagen
Durch Krieg und große Schrecken
Die alle Welt bedecken.

Es sollte aber auch an Georg Werkmann und seiner Ehefrau das Wort Gottes erfüllet werden: „Welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er. Er stäupet aber einen jeglichen Sohn, den er aufnimmt."

Zwar Leiden und Trübsale, die sie in Folge der Kriegstrubeln mit allen Zeitgenossen gemeinsam trafen, wurden von ihnen auch schon als Heimsuchungen Gottes angesehen, die sie

um so inniger an Christum anschließen, um so mehr durch Buße im Glauben befestigen sollten.

Aber besondere, ganz eigene nnd eigenthümliche Trübsale schickte ihnen Gott erst mit Anfang des Jahres 1813.

Das Jahr 1812 hatte dem Franzosenkaiser Napoleon gezeigt, daß Gott es ist, der Kriegsheere zerschmettern, die Gewaltigen von ihrer Höhe herabstürzen und den Kriegen steuern kann.

Der Schnee und die Kälte Rußlands mußte die Hitze des Uebermuthes in Napoleon abkühlen.

Nicht Menschenkraft, sondern Gottesfinger hat ihn gestürzt. Von den Hunderttausenden, die mit ihm nach Rußland siegesgewiß zogen, kamen im Dezember 1812 kleine Häuflein zurück, „in Pelze, Thierhäute und Weiberröcke gehüllt oder mit Lumpen umwickelt, und erinnerten an alles eher, als an das Heer, das vordem der Schrecken der Welt gewesen. Ihr Aussehen und ihre Mienen ließen das unsägliche Elend ahnen, dem die große Armee unterlegen war; auch die Ueberlebenden erschienen nur wie bleiche Schatten, aus deren Gesichtern Stumpfsinn und Verzweiflung sprach und die den Keim des Todes schon in sich trugen.“

Bayern, wozu ja auch das Städtchen gehört, in dem Werkmann wohnte, hat allein dreißig Tausend seiner Söhne in den Schneefeldern Rußlands gelassen.

„Auch sie sind für das Vaterland gefallen!“

heißt es auf dem Obelisken, der in der Hauptstadt des Landes zum Gedächtniß der in Rußland Gebliebenen steht.

Ich kann mir bis zur Stunde die Wahrheit dieses Wortes nur auf einem langen Gedankenumweg zur Anwendung bringen, auf den ich meine Leser hier nicht mitführen will.

Die dreißigtausend in Rußland gebliebenen Bayern trugen Trauer und Unwillen über das fremde Joch in alle Familien.

Eine ganze Heeresrüstung war dadurch verschlungen und ein neues Heer mußte aufgestellt werden.

Das gab wieder einen schmerzlichen Riß in die Familien. Daß der Kronprinz (jetzt König Ludwig I.) und die Königin die Franzosen haßten, war eine bekannte Sache. Das Volk war schon längst, aber von nun an auch das Heer des Ruhmes satt, Bonaparte's Vasallen zu sein.

Gerade diese neue Kriegsrüstung Bayerns traf auch schmerzlich die Familie Werkmanns.

Der älteste Sohn, Peter, war schon seit einigen Jahren in einer bedeutenden Handlung Nürnbergs als Lehrling. Und dieser mußte jetzt Soldat werden. Einen Ersatzmann zu kaufen und zu stellen war damals nicht möglich. Mußte ja jeder Taugliche unter die Waffen treten und ganz Bayern schien ein großes Heerlager zu sein.

Den ersten Sohn, der nunmehr bald seiner Lehre hätte entlassen werden, sein Brod sich verdienen können, in den Krieg ziehen sehen zu müssen, war für die Mutter ein tief in's Leben einschneidender Schmerz. Und für den Vater, dessen Herz schon darüber blutete, daß Deutsche unter Napoleon gegen Deutsche zu Felde liegen mußten, war es ein unsägliches Leid, daß jetzt auch sein Sohn in der bayerischen Armee mit den Franzosen Deutschen gegenüber stehen sollte.

Der Schmerz und die Thränen des Vaters und der Mutter, als sie den geliebten Sohn entließen, war erschütternd und so ansteckend, daß auch die jüngern Geschwister laut aufweinten, als der Bruder Abschied nahm.

4. Reise und Verwundung des Vaters.

In Jesu Namen reis' ich aus
Der selbst aus seines Vaters Haus
Als aus dem höchsten Freudensaal
Ist kommen in dieß Jammerthal.

Mit ungeheurer Rastlosigkeit und Eile brachte Napoleon nach der fürchterlichen Niederlage in Rußland wieder ein Heer zusammen. Er zwingt die Rheinbundfürsten zu neuen Opfern und macht aus ihren Ländern das große Uebungslager seiner neuen Heere. Bei Frankfurt und bei Würzburg bilden seine Feldherrn neue Heere, an die sich die Contingente von Baden, Württemberg und Hessen anschließen. Bei Bamberg muß Bayern seine neugerüstete Armee aufstellen.

Preußen hatte inzwischen Napoleon den Krieg erklärt und war mit Rußland in ein Bündniß getreten. Schon am 5. April lieferten die Preußen den Franzosen ein Treffen und giengen siegreich daraus hervor.

Am 23. April hatte Napoleon Mainz verlassen. Seine Truppen, die erst auf dem Wege formirt, bewaffnet und eingeübt wurden, waren mit größter Schnelligkeit nach Sachsen in Marsch gesetzt worden.

Am 25. April befand er sich schon in ihrer Mitte.

Er hatte ein Heer von 120—130000 Mann mit dritthalb hundert Geschützen beisammen. Dazu kamen noch die Rheinbundskontingente, denen Napoleon nicht recht traute und die deßhalb von ihm unter die französischen Armeekorps vertheilt waren.

Nur acht tausend Mann hatte Bayern von seiner großen Heeresrüstung zu den Fahnen Napoleons nach Sachsen entsendet. Mit seinem Hauptheer hielt es sich eigene Verfügung bevor und man konnte hierin eher den Wunsch erblicken, zu beobachten, als die Neigung, zu kämpfen.

Für unsern Georg Werkmann war es eine große Beruhigung, daß sein Sohn Peter nicht unter den acht Tausenden war, die im Norden mit den Franzosen gegen die Preußen kämpfen mußten und die Mutter schöpfte für sich daraus den Trost, daß ihr Sohn gar in keinen Kampf kommen dürfte.

Wir können hier nicht den Gang der Ereignisse darstellen, der von der Schlacht bei Großgörschen (2. Mai) bis zur Entscheidungsschlacht bei Leipzig (18. Oktober) Deutschland und namentlich die Süddeutschen, die ihre Söhne dem Dienste Frankreichs wider Willen überlassen mußten, in ungemeiner Spannung erhielt. Uns liegt blos ob, den Einfluß anzuzeigen, den diese Ereignisse auch auf das Haus Werkmann äußerte. Dieser war, wie sich leicht denken läßt, ein solcher, der nur Sorge und Furcht erwecken konnte, da ja die Geschäfte ganz stockten und Zahlungen nur unordentlich oder auch gar nicht geleistet wurden. Die Reisen, die Werkmann deßhalb im Sommer des Jahres 1813 gleichwohl wiederholt an den Rhein machen mußte, waren nicht nur mit Gefahren verbunden sondern brachten eher Verlust als Gewinn.

Die Angst der Mutter und der Kinder während der Abwesenheit des Vaters konnte nur durch fleißiges Gebet gemildert werden. Und die Trauer, die des Vaters Rückkehr des geringen Erfolges wegen verursachte, mußte den Muth und das Gottvertrauen des glaubensfesten Mannes vergrößern, ja konnte sie sogar in freudige Hoffnung verwandeln. Als Bayern endlich durch den Vertrag bei Ried (8. Oktober) sich mit Oesterreich, Preußen und Rußland verbündet hatte, konnte die Freude Werkmanns sich in einem lauten Dankgebet gegen Gott vor seiner Familie kund geben.

Aber den innern Jubel über den Sieg der Verbündeten bei Leipzig und über die Niederlage Napoleons konnte und durfte er nicht zu Hause an den Tag legen. Denn er war an den

Rhein geeilt, um dort Aufstände zu erheben noch vor dem Andrang der Kriegsheere in diese Gegend. Daß nun die letzte Zeit des Uebermuthes Napoleons gekommen sei und daß er an den Rhein und über denselben hinüber gedrängt werden würde, war ihm schon vor der Schlacht bei Leipzig zur Gewißheit geworden.

Nun hatte die bayerische Armee, 31000 Mann stark, in Verbindung mit 25000 Oesterreichern die Aufgabe erhalten, sich den Franzosen, ehe sie an den Rhein kamen, entgegen zu werfen.

Nicht durch seine Schuld kam der bayerische Feldherr, General Wrede, zu spät in die Gegend von Hanau, um den Franzosen in der engen Schlucht, welche das Thal der Kinzig zwischen Schlüchtern und Gelnhausen bildet, verderblich werden zu können. Napoleon selbst war ihm mit einer Macht von 60000 Mann entgegen getreten und Wrede konnte dem Kampf nicht mehr ausweichen, obwohl er nur 40000 Mann bei einander hatte. Er hatte mit Recht erwartet, daß die Verbündeten durch eifrigste Verfolgung des bei Leipzig geschlagenen Heeres dieses ganz zerstreuen würden.

Am 28. und 29. Oktober schlug sich Wrede mit den Franzosen vor Hanau.

Und in dieser Stadt hielt sich gerade Georg Werkmann auf. Sein Sohn, Peter, stand auf dem Schlachtfelde vor der Stadt. Der Vater wußte das; aber der Sohn wußte nichts von der Nähe des Vaters.

Die Bayern mußten sich am 30. Oktober zurückziehen trotz des tapfersten Widerstandes und am 31. vor Anbruch des Tages ließ Napoleon Hanau beschießen und erstürmen. Nun konnten die Franzosen ungehindert ihren Rückzug ausführen. Zwar suchte Wrede Nachmittags noch durch einen Angriff von zwei Seiten die Zurückgebliebenen von ihrem

Gros abzuschneiden. Während eine Colonne über die Lamboybrücke nach der großen Straße dringen sollte, ging er selbst in einem tapfern Angriff stürmend gegen die Stadt vor und entfaltete an der Spitze der Mannschaft große persönliche Tapferkeit. Allein eine feindliche Kugel warf ihn schwer verwundet zu Boden. Als es dunkel geworden war, marschirten die Franzosen nach Frankfurt ab. Sie hatten in Hanau übel gehaust. An Gefangenen und Todten hatten sie 15000 Mann verloren. Wrede verlor an beiden Tagen zusammen 9000 Mann.

Wir müssen jetzt einen Blick in das Haus und in die Familie Werkmanns thun. Die Mutter wußte nichts von dem, was bei Hanau vorgieng; sie wußte auch nicht, daß der Vater ihrer Kinder, ihr lieber Georg, sich in Hanau befand.

Aber gerade an dem Tag, da Napoleon Hanau beschießen und erstürmen ließ, bemächtigte sich ihrer eine große Angst. Schon in den Morgenstunden forderte sie die Kinder auf, mit ihr auf den Knieen Gott um Bewahrung des Vaters zu bitten. Diese thaten es unter Thränen, weil sie die Thränen der Mutter so reichlich fließen sahen. Die älteste Tochter, Anmargret, fragte nach dem Gebete: „Ist denn der Vater in Gefahr?"

„„Ich weiß nichts von ihm, weiß gar nichts; aber mir ist seit heute Nacht so bange, daß ich mich nicht zu halten und zu trösten vermag.""

„Du weißt ja doch, liebe Mutter," fiel die zweite Tochter, Namens Sophie, ein, „daß der liebe Gott durch den Propheten Jeremias allen, die ihn anrufen, sagen läßt: ‚fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir und will dich erretten.' Und der gute Vater ruft doch gewiß täglich und stündlich Gott an, wo er auch ist."

„Das meine ich auch" — sagte Johannes — „um den

Vater ist mir gar nicht bange. Er hat überall Jesum Christum zum Begleiter.

Alle Schritt und Tritt
Gehet Jesus mit.

Das gilt ganz gewiß auch für den Vater.

Aber um den Peter ist's mir bange. Denn wie ich schon gesehen habe an den Soldaten, die wir im Quartier hatten, beten diese gar nicht."

„Ihr habt wohl Recht, liebe Kinder!" versetzte unter Thränen die Mutter. „Es ist eine Schande für mich und wohl auch eine Sünde, daß ich so verzagt und so voller Angst bin. Aber es heißt bei mir: der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach."

Aufs Neue stürzten große Thränen aus ihren Augen über die Wangen herab und mit der Mutter weinten laut die kleinern Kinder. Händeringend gieng sie den ganzen Tag über von einem Zimmer in das andere, von einem Stockwerk des Hauses in das andere und ohne Aufhören ertönte ihre Klage: „Ach Gott, der Vater! der Vater!" —

In Hanau konnte man schon am 28. Oktober nicht mehr im Zweifel darüber sein, daß es in der Nähe zu einer Schlacht zwischen den Bayern und Franzosen kommen müsse. Man ermahnte alle Fremden, die Stadt zu verlassen. Auch Georg Werkmann packte eilig zusammen und wollte der Gefahr entrinnen. Aber so eben hatte General Wrede's Vorhut Hanau erreicht und war mit den ersten anmarschirenden Colonnen der Franzosen ins Gefecht gekommen.

Wie Georg Werkmann zur Stadt hinaus wollte, fand er die Thore bereits geschlossen. Er mußte also die Schreckenstage in Hanau zubringen. Und man mußte sich da auf das Aergste gefaßt machen. Denn man wußte, daß Wrede sagte:

„Wir sind ganz neue Freunde der Verbündeten; wir müssen unsern guten Willen mit dem blutigsten Ernst bezeigen."

Man wußte aber auch, daß Napoleon den größten Zorn auf Bayern geworfen hatte. Denn der Abfall des ersten Rheinbundsfürsten war ihm ein schreckendes Vorzeichen von dem, was folgen werde und die Bayern bei dieser Gelegenheit zu züchtigen, war sein ernster Wille. Dank der Langsamkeit des Fürsten Schwarzenberg und des Kaisers von Rußland hatte Napoleon noch die Macht dazu. Hätte man den alten Blücher handeln lassen, so wäre die französische Armee vernichtet gewesen, ehe sie bis Hanau kam.

Denn er hatte nach der Schlacht bei Leipzig aufs dringendste verlangt, man solle ihm eine genugsame Zahl Reiterei geben, daß er die Franzosen verfolgen könne, damit sie keine Ruhe haben, sich zu sammeln. — Man gewährte ihm sein Verlangen nicht. —

Als am 31. früh die Franzosen Hanau erstürmt hatten, drangen sie in die Häuser, zu plündern. Georg Werkmann hatte, da er die Stadt nicht mehr verlassen konnte, bei einem Geschäftsfreunde Aufnahme gefunden. Die Franzosen kamen auch in das Haus, in welchem er wohnte; sie kamen auf sein Zimmer — Geld forderten sie von ihm und zwar tausend Napoleonsd'or. Er öffnete seine Kasse und gab ihnen Alles, was er hatte. Aber das war ihnen zu wenig.

Einer der Plünderer stieß ihm zornig das Bajonnet in die Brust. Ein Sprung auf die Seite und eilige Flucht durch die offene Thür retteten ihn vor augenblicklichem Tode.

Die Soldaten verfolgten ihn und in seiner Herzensangst sprang der Verwundete aus dem offenen Fenster des zweiten Stockwerkes in den Hof. Sie schoßen nach ihm, aber Gott lenkte die Kugel ab, daß sie nicht traf.

Im Hofraume kroch er hinter einen Holzstoß, hielt sich

die blutende Wunde mit einem Taschentuche zu, und harrte unter Gebet der Hilfe seines Gottes.

Plötzlich erscholl Trommelwirbel; es war Generalmarsch, der die Soldaten abrief aus Hanau.

Der bekümmerte Hauswirth suchte den Freund überall. Blutverlust hatte ihn einer Ohnmacht nahe gebracht, so daß er nicht selbst aus seinem Versteck hervorkriechen konnte.

Endlich führten Blutspuren den Hauswirth auf den Holzstoß zu und da fand er seinen lieben Gast in seinem Blute.

In tiefer Trauer richtete er den todtmatten Freund auf und brachte ihn langsamen Schrittes in eines seiner untern Zimmer. Denn ihn die Stiege hinauf zu bringen, vermochte er nicht.

---

5. Sorgen zu Hause.

„Was helfen uns die bangen Sorgen?
Was hilft uns unser Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beseufzen unser Ungemach?
Wir machen unser Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.“

Frau Margret war seit dem ahnungsreichen 31. Oktober nicht mehr zur Ruhe gekommen. Thränen, Seufzer und Gebete konnte man mit nur kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag über sehen und hören. Oft saß sie lange Zeit in trübe Gedanken versunken auf einem Stuhl, die Blicke zu Boden geheftet. Sie merkte kaum die Liebkosungen ihrer jüngern Kinder und die größern Töchter mußten sich ganz des Hauswesens annehmen, ohne auf die anordnenden Befehle der Mutter warten zu können. Johannes, der jetzt etwa fünfzehnjährige Sohn, forderte zu den gemeinsamen Gebeten auf und leitete sie. Denn

er war schon frühzeitig von der Liebe Christi in einer Weise erfüllt, daß die Gnade Gottes bei ihm sich weit mächtiger erwies als sein Alter erwarten lassen konnte. Er und die ältern Schwestern suchten auch die liebe Mutter aus ihrer dumpfen, stummen Traurigkeit aufzurichten durch Vorhalten tröstlicher Bibelsprüche und geistlicher Lieder.

Aber wenn sie auch dadurch oft sichtbar gestärkt sich aufrichtete, so beugte sie doch der Blick auf ihre Kinderschaar wieder bei der immer mehr hervortretenden Furcht, daß der Vater nicht mehr am Leben sei.

So selten auch in jener Zeit noch Tagesblätter, die über Kriegsereignisse Nachricht gaben, in die bürgerlichen Familien kleiner Städte drangen, so kam doch die Kunde von den Siegen der Verbündeten über Napoleon und vom Rückzug der Franzosen über den Rhein auch zu den Ohren der Margret.

Daß ihr Sohn Peter bei der bayerischen Armee ohne Zweifel die Schlacht bei Hanau mitgekämpft habe und nun, wenn er nicht vor Hanau gefallen sei, auf dem Wege nach Frankreich sich befinde, das sagte ihr Nachbar Kumpf, der Schneidermeister, mit solcher Gewißheit, als hätte er die genauesten Nachrichten darüber.

Doch vom Sohne selbst war noch kein Brief angekommen.

Und da ihr lieber Georg gerade in den Gegenden seine meisten Handelsverbindungen hatte, wo sich die Kriegsheere hin bewegten, so war der Sorge Raum geboten zu den schwärzesten Befürchtungen. Sie sah den Gatten und Vater unter den grausamsten Martern der Franzosen sterben oder all' seiner Baarschaft beraubt in seinem Blute an der Straße liegen. Gerade um die Summen Geldes für versendete Waaren zu erheben, war er ja ausgezogen. Dabei klopfte zu Hause auch Mangel an Geld vor der Thüre und verschiedene Hopfenproducenten sollten bezahlt werden von dem Erlös, den Georg

Werkmann bringen mußte. Diese Sorge um Bezahlung vorhandener Schulden, um Erhaltung des Credites, wie er in einem Handelsgeschäfte nöthig ist, waren ihr bisher unbekannte und drückten sie um so schwerer. Und während Frau Margret vor ihrem Seelsorger, dem würdigen ersten Stadtpfarrer, ihr Herz ausschüttete mit allen Sünden ihrer Zaghaftigkeit und ihres Kleinglaubens, mit allen Befürchtungen für ihren Mann und ihren Sohn und ihre Kinder im Falle der Vater nicht mehr am Leben sein sollte, so blieb sie doch verschlossen in Betreff ihrer Geldnoth. Es war ihr der tröstliche Zuspruch des Pfarrers wohl ein kühlender, lindernder Balsam auf ihre Herzenswunden, aber das Drängen der Gläubiger auf Bezahlung wurde dadurch nicht zurückgehalten. Diese Sorgenlast mußte sie allein tragen und sie wollte selbst ihren ältern Kindern nichts davon mittheilen.

Wie ein Bote Gottes kam ihr in diesen Tagen bitterer Trübsal und Angst der Kaufmann Kießling aus Nürnberg ins Haus. Auf einer Reise, die er so eben zurückgelegt hatte, kam er durch das Städtchen, wo sein Freund Werkmann wohnte, und diesen zu besuchen war ihm ein Herzensbedürfniß, ein innerer Drang.

Freilich erschrack er auch, als er die Abwesenheit seines Freundes erfuhr und den gänzlichen Mangel an Nachrichten von ihm, aber Kießling war nicht ein Mann der Furcht und des Zagens. Bald fand er auch da wieder den Fels auf dem er sicher stehen konnte auch bei diesem Sturme, der ihn anfänglich erschüttern wollte. Er war ein Mann des Glaubens und der Liebe, aus dem stets Ströme erfrischenden Lebenswassers auf seine Umgebung ausfloßen. Neben andern Trostworten, die bei ihm, weil aus lebendigem Glauben kommend, auch besondere Stärkung gewährten, rief er dem tief gebeugten Weibe zu:

Hoff o du arme Seele
Hoff und sei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer plagt,
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirst du schon erblicken
Die Sonn' der schönsten Freud.

Aber Kießling war selbst Kaufmann und vom Himmel wandte sich sein Blick auch zur Erde, er konnte sich denken, was bei einer so plötzlichen Unterbrechung des Geschäftes, wie sie durch das Verschwinden des Hauptes nothwendig eintreten mußte, für irdische Sorgen sich erheben.

„Laßt mich doch Einsicht nehmen in die Geschäftsbücher, Frau Werkmann!“ mit diesen Worten lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die geheimen Wunden und Schmerzen der Hausfrau. „Ich könnte da die Namen der Geschäftsfreunde des lieben Werkmann finden und mich an diese wenden, um Erkundigungen über ihn einzuziehen.“ So fügte er bei, sein Verlangen in mildernder Weise zu begründen.

Das war der Frau ganz erwünscht, denn sie durfte hoffen, daß Kießling ihr auch in der Angelegenheit mit freundschaftlichem Rath an die Hand gehen werde, deren Last und Druck sie bisher allein trug. — Und sie täuschte sich nicht.

Nachdem Kießling die Geschäftsbücher eingesehen, sagte er mit einem Blick auf die anwesenden Kinder: „Ich möchte einige Worte mit Ihr allein sprechen, Frau Werkmann!“

Die älteste Tochter winkte sofort den übrigen anwesenden Geschwistern und entfernte sich mit ihnen, ohne daß sie auf eine Mahnung hiezu wartete. Als Kießling mit der Hausfrau allein war, sagte er: „habe da gesehen, daß es verfallene Schuldposten gibt, wie ich sie mir wohl vermuthen konnte bei dem Geschäfte, das Bruder Werkmann treibt. Da er selbst

nicht hier ist und da es mit seinen Einzügen jedenfalls bedenklich aussieht, so will ich mit den Leuten sprechen, die zu fordern haben. Erlaubt mir also, daß ich ihre Namen mir aufschreibe." Thränen des Leides aber auch des Dankes strömten jetzt aus den Augen der Hausfrau, indem sie sprach: „O Gott sei Dank, daß er mir in Euch einen Mann zugeschickt hat, der mir meine drückendste Sorgenlast mit tragen und erleichtern will. Wo ich mit Gott allein zu verhandeln habe, finde ich schon Trost und Erleichterung, aber Lasten, worüber ich mit Menschen verhandeln muß, lassen sich durch das Gebet nicht abwälzen."

„Und doch, doch, liebe Frau Werkmann! ist auch diese Noth mit begriffen in dem Worte Gottes: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen. Und Gott ist doch der Helfer, wenn auch die Hilfe durch Menschen kommt."

„Aber wo soll man die Menschen suchen und finden, denen man eine Noth, wie Schuldenlast, Mangel an Tilgungsmitteln anvertrauen, von denen man Hilfe erwarten kann?" fiel, noch immer unter Thränen, Frau Werkmann ein. Die Furcht vor Abweisung ist ein Schloß vor dem Mund."

„Wenn die Hilfestunde gekommen ist" versetzte Kießling — „so sendet Gott schon einen Kundigen, der das Schloß öffnet. Aber jetzt ist's Zeit, daß ich mich entferne. Darum ruft mir die lieben Kinder herbei, daß ich mich verabschiede von ihnen."

Mit herzlichen, liebevollen Worten reichte er jedem der Kinder die Hand und Thränen der Rührung perlten dem sanften, weichen Manne aus den Augen, da er dieß Kinderhäuflein vor sich sah und der Gedanke in ihm aufstieg, daß sie vielleicht jetzt schon in diesem Augenblicke vaterlose Waisen seien.

Ungern sahen die Kinder diesen Mann der Liebe ziehen

und als er fort war schien überall eine Erfrischung und Erquickung ausgegossen zu sein, wie über die schmachtenden Fluren nach einem milden, warmen Gewitterregen. Die Hausmutter sollte diese Erquickung in noch reicherem Maße zu fühlen bekommen. Denn in den nächsten Tagen kam einer der Gläubiger nach dem andern und sagte: Frau Werkmann brauche sich keine Sorgen zu machen wegen der Zahlung.

Ohne daß sie wußte, woher diese Nachsicht auf einmal komme, glaubte sie doch nicht zu irren, wenn sie diese der Vermittlung des Herrn Kießling zuschreibe. Und in der That, Kießling war nicht blos ein Mann, der Hilfe brachte, wo er konnte, sondern der dabei auch das Wort des Herrn treulich befolgte: Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte thut."

Aber auch von einer andern Seite kam noch eine Erquickung für Mutter Werkmann und ihre Kinder.

Es kam — aber erst im Monat Dezember — ein Brief von dem Sohn Peter „an den lieben Vater, die liebe Mutter und herzlieben Geschwister." Er war datirt aus dem Hauptquartier der Bayerischen Armee an der Grenze von Lothringen und theilte mit, daß er bei der Schlacht bei Hanau im hitzigen Kampfe und in großer Gefahr gewesen, aber durch Gottes gnadenreichen Schutz wohl erhalten blieb. Weil er gut mit der Feder fortkönne, sei er der Kanzlei des Hauptquartiers zugetheilt und habe Rang und Löhnung eines Fähnrichs. Er hoffe, daß der Feldzug gegen Frankreich bald siegreich beendigt sei und freue sich, dann in das liebe Elternhaus zurückkehren zu können um mit Vater und Mutter über seine Zukunft weiter zu berathen, da es ihm beim Militär gar wohl gefalle.

„Ach wenn doch der gute Vater diesen Brief hätte; wie würde der sich freuen;" meinte Johannes.

„Er wird ja bald kommen; am Christkindlein muß er zu Hause sein;" sagte das jüngste Mädchen.

„Das gebe Gott!" seufzte die Mutter und suchte ihre Thränen zu verbergen.

6. Des Vaters Heimkehr.

Eh'mals hast du mich gezogen
Meiner Heimath schönes Land;
Doch die Zeiten sind entflogen
Und mein Herz hat sich gewandt.

Meine Hand am Pilgerstabe
Eil ich heil'gern Bergen zu
Und ich suche, bis ich's habe:
„Heimathsland und Heimathsruh."

Es dürfte meinen lieben Lesern aufgefallen sein, daß so lange nichts von dem Schicksal des Vaters Werkmann dessen Frau und Kindern bekannt wurde. Sie werden die Erklärung darüber finden in dem, was ich von den Folgen seiner Verwundung, die am Schlusse des vierten Kapitels berichtet ist, weiter zu erzählen habe.

Sobald Georg Werkmann von seinem Freunde zu Bette gebracht war, wurde ein Arzt herbei gerufen. Bei der allgemeinen Aufregung, die durch die Plünderung und den so eben erst erfolgten Abzug der Franzosen in der Stadt Hanau herrschte, war es nicht so leicht einen Arzt aufzutreiben. Alle Aerzte der Stadt waren vollauf beschäftigt. Denn es gab unter den Bewohnern der Stadt viele Verwundete, da die plündernden Franzosen auch anderwärts so roh und wild verfuhren, wie an Werkmann. Kaum hatte dieser so viel Kraft, um seinen Hausleuten mittheilen zu können, wie es ihm ergieng. Denn

bei der allgemeinen Angst und bei der Gefahr, in welcher Jedes schwebte, hatte Niemand bemerkt, was ihm zustieß, da er allein auf seinem Zimmer im obern Stock sich befand.

Als endlich der Arzt ankam, lag der Verwundete in einer Ohnmacht. Wie aus einem tiefen Schlafe erwachte er und sah staunend um sich. Erst nach einiger Zeit wurde ihm klar, wo und in welcher Lage er sich befinde. Der Arzt fand die Wunde wohl gefährlich, aber doch nicht tödtlich, und von einer Beförderung in die Heimath, wie sie Werkmann wünschte, konnte für jetzt wohl auf längere Zeit hinaus keine Rede sein. Der erste Verband wurde mit Sorgfalt angelegt und der Patient schien ruhig zu sein. Allein der ausgestandene Schrecken, die erlittene Verwundung, der Blutverlust und vor allen Dingen die Sorge für seine Familie und die Befürchtung wegen seiner unvollendeten Geschäfte und rückständigen Forderungen erregten eine solche Unruhe in seinem Innern, daß nach kurzer Frist ein heftiges Fieber eintrat.

Jetzt war alles Bewußtsein bei ihm geschwunden und nur wirre Fieberträume, in denen er oft laut sprach, ließen merken, welche Stürme in ihm brausten.

Er mußte einen eigenen Krankenwärter haben, der Tag und Nacht um ihn blieb. Denn nicht selten wollte er aus dem Bette herausspringen und zu seinem Weibe und zu seinen Kindern reisen oder dringende Geschäfte abmachen. Es kostete Mühe und Kraft, ihn im Bette zurückzuhalten.

Der ganze Monat November gieng in diesem Zustande dahin und nur durch Gottes Hilfe konnte seine kräftige Natur aushalten, ohne diesen Fieberstürmen zu erliegen.

Sein Freund wagte nicht, der Familie Werkmann Nachricht zu geben. Er hoffte nach den Aussagen des Arztes doch auf Besserung und meinte auch, wenn das Fieber überstanden sei, könne er selbst schreiben, was doch mehr Beruhi-

gung der Familie bringen würde, als wenn sie durch fremde Hand Nachricht von dem traurigen Erlebniß und schmerzlichen Zustand des Vaters erhalten würde.

Allein als Werkmann zu sich kam, war er so schwach, daß es ihm unmöglich gewesen wäre, die Feder zu führen. Aus demselben Grunde, der seinen Freund bisher schon zurückgehalten hatte, an Frau Werkmann zu schreiben, wollte der Kranke auch jetzt noch nicht, daß dieses geschehe. Dabei hoffte er doch von Tag zu Tag auf Besserung, um selbst den Seinen Nachricht zu geben von der schweren Trübsal, womit ihn Gott heimgesucht habe. Denn daß er sobald noch nicht reisen könne, sah er selbst ein. Es war auch eine Eiterung der Wunde eingetreten, die ihm große Schwäche zuzog.

Außer der Sorge um seine Familie und sein Geschäft, quälte ihn auch seine gegenwärtige Mittellosigkeit. Denn in der That hatte er seinen ganzen Geldvorrath den plündernden Franzosen gegeben; und große Ausstände hatte er jetzt noch einzufordern. Zwar beruhigte ihn darüber sein Freund; aber nicht nur dessen Liebe zu seiner Verpflegung in Anspruch nehmen, sondern auch noch seiner Kasse sich bedienen zu müssen, kam ihm sehr schwer an. Es war ihm deßhalb eine große Gemüthserleichterung als in den ersten Wochen des Monats December Zahlungen an ihn nach Hanau kamen. Die Geschäftsfreunde schrieben, daß sie von dem ihn betroffenen Unglück gehört hätten und ihre Schuld an ihn tilgen wollten. Dazu fügten sie den Wunsch, daß er bald in den Stand gesetzt sein möchte persönlich bei ihnen zu erscheinen, um ihren Bedarf von Hopfen bei ihm zu bestellen.

Nun drängte es ihn aber immer gewaltiger, seiner Familie Nachricht zu geben. Allein wie oft er auch sich Schreibzeug an sein Bett hinbringen ließ und die Feder ergriff, immer war seine Hand noch zu zitterig und

schwach, einen längern Brief zu schreiben, wie er in seinem Herzen schon längst fertig lag. Denn sein trauriges Erlebniß, seinen Verlust und seinen Zustand wollte er wahrheitsgetreu schildern und daran die christlich-väterliche Mahnung knüpfen, daß sie auch unter dieser Heimsuchung die liebevolle Absicht Gottes nicht vergessen sollen, die er ausspricht Jes. 48, 10: „Ich will dich auserwählt machen im Ofen des Elendes;" daß sie auch an diesen Wolken den Friedensbogen des Herrn nicht übersehen sollen. Es war ihm ja in seinen Leiden stets eine große Erquickung das Wort 1 Mos. 9, 14: „Und wenn es kommt, daß ich Wolken über die Erde führe, so soll man meinen Bogen sehen in den Wolken." Allein nie reichte seine Kraft aus, auch nur eine Seite zu schreiben. Nun kam Weihnachten herbei und da sollte doch eine Kunde von ihm als Christbescheerung zu Hause eintreffen. Daher blieb ihm nichts übrig, als ein kurzes Brieflein zu schreiben, das mehr sagte durch das, was es verschwieg, als durch das, was es kund gab.

Daß er schon seit längerer Zeit in Hanau krank liege und eben weil er von Tag zu Tag hoffte, nach Hause reisen zu können, bisher nicht geschrieben, daß sie ihre Sorgen auf den Herrn werfen und ihn dem rechten Arzte, Christo, in ihren Gebeten übergeben sollten und daß er kommen werde, sobald es des schlechten Wetters wegen seine Umstände erlaubten —

Das war alles, was er den Seinen schreiben konnte. Nur die Schlußworte fügte er noch bei: „Ich befehle euch Gott und dem Wort seiner Gnade!"

Schon die Adresse dieses Briefes erregte in der Familie Werkmanns einen großen Jubel. Die Mutter hatte kaum die Handschrift des Vaters erkannt, so rief sie die Kinder in lauter Freude zusammen: „Kommet, kommet! der Vater lebt! da ist ein Brief von ihm." So erscholl ihr Freudenruf. —

Aber als nun die Kinder, groß und klein, beisammen waren und fragten: „Wo ist denn der Vater? Was schreibt er? Wann kommt er nach Hause?" da mußte sie sich zitternd auf einen Stuhl niederlassen und sie wagte es nicht, das Siegel des Briefes zu erbrechen. Eine gewaltige Furcht bemächtigte sich ihrer.

Erst nach längerem Drängen reichte sie den Brief der ältesten Tochter, daß sie ihn vorlese. Die kleinern Kinder behielten blos die letzten Worte desselben, daß der Vater bald kommen werde, sobald es das schlechte Wetter erlaube.

Ihre Freude litt deßhalb keinen Abbruch.

Die Mutter hatte sich aber einigermaßen erholt und nahm jetzt doch den Brief selbst in die Hand, ihn noch einmal zu lesen. Ihr fiel die Unsicherheit der Buchstaben auf und, die Kürze damit in Verbindung gebracht, ließ sie auf Schwäche und schwere Krankheit des Vaters schließen. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Aber bald sammelte sie sich wieder und forderte die Kinder auf zu einem Danklied gegen Gott für die Erhaltung des lieben Vaters.

Der Kinder Lieblingslied wurde angestimmt; es war das sowohl dem Text als der Melodie nach vom Lobe Gottes überströmende:

Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren;
Stimme, du Seele, mit ein zu den himmlischen Chören!
Kommet zu Hauf; Psalter und Harfe, wacht auf,
Lasset den Lobgesang hören! —

Je lauter und fröhlicher der Gesang der Kinder erschallte, desto reichlicher floßen die Thränen der Mutter. Es mußte großer Schmerz und schwere Furcht ihre Seele durchziehen.

Die erwachsenern Kinder merkten das wohl, aber die kleinern ließen sich dadurch in ihrem Jubel nicht stören. „Das

Christkindlein kommt, der Vater kommt!“ so sangen sie hüpfend, als der Lobpsalm beendigt war.

Noch am selbigen Tag kam ein Paquet durch die Post mit einer Summe Geldes. Der Inhalt des Briefes, der die Geldsendung begleitete, ließ der Frau Werkmann keinen Zweifel, daß sie in dieser Zahlung eines sonst säumigen Schuldners die Frucht der Thätigkeit des lieben Kießling zu genießen habe. Und in Folge derselben Thätigkeit liefen noch einige Rückstände ein. Frau Werkmann konnte dadurch einige Gläubiger befriedigen, was ihr eine wahre Weihnachtsfreude war.

In einem längeren Brief an ihren lieben Georg schilderte sie die Freude über die Nachricht, die sie endlich von ihm erhalten, über die gnadenreiche Durchhilfe Gottes, die ihm mitten im Kriegsgetümmel mit seinen Gefahren zu Theil wurde, über die Hoffnung ihn bald zu Hause zu sehen. Sie theilte ihm auch mit, was Peter geschrieben, was der treue Kießling für sie gethan und was für Zahlungen zur Linderung ihrer Sorgen eingelaufen seien. Von der Furcht, die sie seinetwegen ängstige und zwischen den Zeilen seines Briefes schöpfte, ließ sie ihn nichts merken, um nicht durch Betrübniß seine Krankheit etwa zu verschlimmern.

Am Schlusse bemerkte sie noch, daß sie gerne zu seiner Verpflegung die Reise nach Hanau machen würde, wenn sein Aufenthalt dort noch länger dauern sollte und daß die größern Töchter zuverläßig im Hause und unter den kleinern Kindern Alles wohl bestellen würden.

Eine Antwort auf diesen Brief kam nicht und wieder folgten einige Wochen der immer wachsenden Furcht und Sorge im Hause Werkmanns.

Er selbst bildete sich ein, daß es mit ihm viel besser gehe, und brachte es endlich dahin, daß ihm der Arzt die Reise in die Heimath erlaubte. Ein sorgfältiger Diener wurde ihm als

Krankenwärter auf der Reise mitgegeben und mit Betten und Pelz gegen Kälte wohlverwahrt trat er die Reise in einer geräumigen Kutsche an.

Die Fahrt gieng in jenen Tagen nur langsam vorwärts und erst in der dritten Woche des Januar fuhr eines Abends ein Wagen vor dem Hause Werkmanns an, da gerade Mutter und Kinder in stillen Sorgen um den Tisch hersaßen. Es wurde an der Hausthüre stark angeläutet und als man sie öffnete, trat der kranke Vater ein, geführt von dem Reisegefährten.

Der anfängliche Jubel der ganzen Familie wurde bald gedämpft, als man das hagere und blasse Gesicht, die Mattigkeit und Schwäche des Vaters sah.

In seinen Lehnstuhl sitzend, küßte er Weib und alle Kinder nach einander.

„Gott sei tausendmal Dank, daß ich nur wieder bei Euch bin!“ sprach er zuletzt mit gebrochener Stimme und meinte auch, seine Schwäche komme nur von der langen, beschwerlichen Reise. „Einige Tage Ruhe, Eure Pflege und Euer Anblick, sowie Eure Gebete und des lieben Heilandes Gnade wird mich bald stärken und gesund machen;“ schloß er in langen Pausen seine Rede.

Aber für jetzt mußte er zu Bette gebracht werden und der mitgekommene Diener mußte, nachdem der Vater in einen leichten Schlummer versunken war, in dem Nebenzimmer die Veranlassung der Krankheit des lieben Vaters erzählen.

Ein lautes Wehklagen erscholl im Hause, da Frau und Kinder vernahmen, daß der Vater durch den Bajonnetstich eines Franzosen schwerverwundet und nur durch Gottes besondern Schutz vom gänzlichen Tode, den ihm die nachgesandte Kugel bringen sollte, gerettet wurde.

Die Mutter hatte nicht so viel Ruhe, um den weitern

Verlauf der Krankheit des Vaters sich berichten zu lassen. Sie schlich leise an das Bett ihres Mannes und schüttete ihr Herz unter heißen Thränen stille vor Gott aus.

Johannes und die ältern Schwestern mußten Alles genau erfahren auch über die Reise hieher. Der gute Krankenwärter kam ihnen vor, wie ein Engel, den Christus der Herr selbst dem Vater zur Begleitung zugesendet. —

Sie suchten in jeglicher Weise ihm ihre Liebe und Dankbarkeit zu bezeigen. Erst spät kamen sie zur Ruhe.

Am Krankenbette des Vaters aber wachte die Mutter und als einmal der Vater aus seinem Schlummer erwachte und seine liebe Margret an seinem Bette sah, sprach er mit schwacher Stimme: „So bin ich wirklich in der Heimath? Aber meine Reise ist noch nicht vollendet, ich muß noch in die himmlische Heimath." —

7. Reise in die himmlische Heimath.

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir;
Wenn ich den Tod soll leiden
So tritt du dann herfür;
Wenn mir am allerbängsten
Wird um die Seele sein
So reiß mich aus den Aengsten
Kraft deiner Angst und Pein.

Die Nachricht von der Ankunft des Georg Werkmann war am andern Morgen schon im ganzen Städtchen bekannt; auch von dem traurigen Zustande, in dem er ankam und von seiner Verwundung durch die Franzosen war schon Manches unter die Leute gekommen und da, wie es gerüchtweise zu geschehen pflegt, recht ins Große und Grausige angewachsen.

Mitleiden, aber auch Neugierde in dem Gewande der Theilnahme, drängte sich in Nachbarn und Gefreundten ins Haus, um zu sehen, zu hören. Den Kranken selbst zu begrüßen, durfte auch den nächsten Verwandten nicht gestattet werden. Der Arzt des Städtchens wurde schon am frühen Morgen gerufen und dieser fand den Zustand Werkmanns sehr bedenklich. Die Anstrengung der Reise mochte zwar mitgewirkt haben, die Lage zu solcher Bedenklichkeit zu steigern; allein die Wunde und die noch immer andauernde Eiterung derselben werden auch nach eingetretener Erholung von der Reise gefährlich bleiben. Das sagte der Arzt der Frau Werkmann und setzte hinzu, sie möge sich in Gottes Willen ergeben. —

Das war freilich ein harter Schlag für die gute Frau und ihre Thränen verriethen auch den Kindern, daß der Arzt keinen Trost, keine Hoffnung gebracht habe.

So kamen von nun an nur traurige, thränenreiche Tage in das sonst so freudenvolle Haus.

Die Besuche der Nachbarn und Freunde mußten unterbleiben. Die Neugierde war befriedigt; denn der Reisebegleiter hielt einen ganzen Tag Rast und wiederholte da nicht nur im Hause Werkmanns seine Erzählung von dem Hergang in Hanau den verschiedenen Partieen, die zum Besuch gekommen waren, sondern besuchte auch einige Wirthshäuser, in denen sich stets eine Schaar Neugieriger um ihn versammelte, die seine Erzählung mit Aufmerksamkeit anhörten. Mit großem Dank und guter Belohnung entließ ihn am zweiten Tage Herr Werkmann und trug ihm, wenn auch mit schwacher Stimme, doch selbst die herzlichsten Grüße und Dankbezeugungen an seinen Freund und dessen Hausgenossen in Hanau auf.

Einzeln durften auch den Tag über seine Kinder vor sein Bette kommen und es war ihm schon eine Labsal, wenn er

sie nur ansehen und ihre Hand eine Zeit lang in der Seinigen halten konnte.

Die gemeinsame Morgen- und Abendandacht der Familie mußte vor dem Kranken abgehalten werden; aber den Gesang konnte er nicht immer ertragen.

Von besonderer Erquickung sowohl für den Kranken als auch für die ganze Familie waren stets die Besuche des würdigen Stadtpfarrers, eines Mannes, der durch die Kreuzschule hindurch gegangen war. Nie kam er ohne einige stärkende Tropfen der himmlischen Arznei in Gottes Wort auszutheilen, an denen der Kranke und die Gesunden sich labten.

„Sehet auf Christum, unsern lieben Herrn und Heiland!" sagte er gleich am Anfang seiner Besuche. „Er mußte allerdinge seinen Brüdern gleich werden — denn darinnen er gelitten hat und versucht ist, kann Er helfen denen, die versucht werden. Kommt ein Freund zu dir in Trübsal, der nie einen Verlust erlitten, nie eine Noth geschmeckt hat: so kann derselbe dir Deinen Schmerz unmöglich nachfühlen.

Kommt dagegen ein Anderer, welcher selbst einmal über das andere im Schmelzofen der Trübsal steckte, so ergreift's ihm das Herz, wie dein eigenes; er kann mit dir fühlen bis in die Tiefe seiner Seele hinein. Und siehe, so ist's mit Jesus! Als Mensch ist Er durch die Schule der Leiden hindurchgegangen von Anfang bis zu Ende. Was hat Er nicht Alles darin erfahren! Er selbst hat den Sturmwind kennen gelernt und empfunden, vor dem Er dich schützen will.

Ein andermal brachte er das Wort Gottes 2 Mos. 3, 7. als Manna: „Ich habe ihr Leid erkannt."

„Was ich thue, das weißt du jetzt nicht, du wirst es aber hernach erfahren" (Joh. 13, 7.). „Ich will dich nicht verlassen noch versäumen" (Ebr. 13, 5.). „Die Tage deines Leidens sollen ein Ende haben" (Jes. 60, 20.). — Das

waren weitere Gottesworte, zu denen der treue Hirte seine Schafe und Lämmer als zu frischen Wasserquellen führte.

Verborgen konnte es, wie dem Arzte, so auch dem Seelsorger nicht bleiben, daß es mit Werkmann dem Tode zugehe. Und dieser selbst fühlte es, daß sein letztes Stündlein nicht mehr ferne sei.

So um die Mitte des Monats Februar ergriff er einmal die Hand seines neben dem Bette sitzenden Weibes und sah ihr recht liebevoll in die Augen. Die Thränen brachen bei ihr gewaltsam hervor. „Ich fühle, daß es an's Scheiden geht" — sagte er mit weicher Stimme, — „Warum es der Herr thut, weiß ich nicht. Ich hätte freilich noch viel für dich und für die Kinder zu thun. Aber der Herr wird's versehen. Halte nur fest an Ihm. Er wird deine Stärke sein." Er rieth ihr dann, sie sollte nach seinem Tode den Peter nach Hause nehmen und mit ihm das Geschäft fortführen. Kommt Friede, wie wir hoffen dürfen, und gehen die Ausstände ein, so wirst du dich mit den Kindern unter Gottes Segen wohl fortbringen. Beten werde ich auch dort für euch, wie ich's hier gethan habe."

Die Margret konnte vor Thränen lange kein Wort hervorbringen. Endlich preßte sie mit einem Kuß auf seine Stirn die Worte hervor: „Gott will's machen, daß die Sachen gehen, wie es heilsam ist."

„Aber nun" — fügte der Vater noch bei — „wollen wir gemeinschaftlich mit unsern erwachsenen Kindern noch das heilige Abendmahl uns reichen lassen."

Schon am folgenden Tage kam hiezu der Geistliche. Die Mutter und vier Kinder standen um das Krankenbett des Vaters als Abendmahlsgenossen herum. Ein Tisch war gedeckt; Kelch und Patene mit Hostien standen vor einem Crucifix auf dem Tische und nach einer kurzen Beichtrede über

die Worte: „Jesus nimmt die Sünder an", nach abgelegter Beichte und ertheilter Absolution, wurde das heilige Mahl genossen zur Besieglung der Sündenvergebung und zur Stärkung des Glaubens.

„Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn." An diese Worte knüpfte der Geistliche eine Schlußmahnung, die Thränen der Rührung aber auch gläubige Ermuthigung brachte.

Sichtlich gieng es von nun an mit Georg Werkmann dem Ende zu. Und doch wurde sein Blick immer seliger, sein Muth immer freudiger. Auch Worte der Mahnung und des Trostes an Weib und Kinder floßen noch öfter aus seinem vollen Herzen in schwachen Lauten über seine Lippen.

Einmal mußten sich mit der Mutter alle seine Kinder um ihn versammeln und Johannes mußte aus dem Herrnhutischen Gemeinschaftsliede den Vers vortragen:

„Die wir uns allhier beisammen finden
Schlagen unsre Hände ein,
Uns auf deine Marter zu verbinden
Dir auf ewig treu zu sein:
Und zum Zeichen, daß du auf uns hörest
Deine Huld und Gnade uns gewährest
Sage Amen und zugleich
Friede, Friede sei mit Euch."

Nach einander nahten sich die Kinder dem Vater und reichten ihm die Hand.

„Wie freundlich ist doch der Herr" — sprach er. „Ach daß wir Ihn nur allezeit so halten könnten, wie Er uns hält."

„Wie danke ich Ihm, daß Er mich noch zu Euch gebracht hat, daß ich unter Euch sterben kann" fügte er nach einer längeren Pause hinzu.

An einem andern Tag war er wieder kräftiger und freudig bewegt, brach er in die Worte aus: „die Trübsal ist das größte Geschenk unsers Gottes; mehr als irgend eine Freude, die Er uns schenkt, ist die Trübsal ein Beweis seiner Liebe.“

„Wenn nur auch der Peter da wäre und könnte Theil nehmen an unserer Freude in Christo;“ sagte er bald darauf.

So war unter Wechsel zwischen Hoffnung und Furcht der vierundzwanzigste Februar hergekommen.

Als die Kinder zur Morgenandacht sich um ihn versammelt hatten, sollten sie ihm noch das Lied singen;

Jerusalem, du hochgebaute Stadt
Wollt Gott ich wär in dir 2c.

Aber es gieng nicht vor Schluchzen und Weinen.

Indem trat der Geistliche herein, welcher bald merkte, daß nunmehr Werkmann aus diesem Jammerthal zu Gott in den Himmel geführt werden sollte.

Er kniete mit der ganzen Familie vor dem Bette des Todesmatten nieder und betete laut, inbrünstig und glaubensvoll um Sieg in der Kraft Christi über Tod und Teufel für den Sterbenden, sowie um Trost und Stärke, Schutz und Schirm für Weib und Kinder — Wittwe und Waisen — auch insbesondere für den abwesenden Sohn. Im Namen des Sterbenden wandte er sich zu Christo mit den Worten:

Erscheine mir zum Schilde
Zum Trost in meinem Tod
Und laß mich sehn dein Bilde
In deiner Kreuzesnoth;
Da will ich nach dir blicken
Da will ich glaubensvoll
Fest an mein Herz dich drücken;
Wer so stirbt, der stirbt wohl! —

Noch einmal flackerte die verlöschende Flamme im letzten Tropfen Oel helle auf. Werkmann reichte leuchtenden Auges

dem Geistlichen die Hand, dann der Reihe nach seinem Weibe und seinen Kindern: „Siehe, ich sterbe," — sagte er — „Gott wird mit Euch sein" und die Blicke nach Oben richtend betete er lispelnd: „Vater ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir sind, die du mir gegeben hast."

Leise, wie ein Kind einschläft, entschlief er. —

8. Folge und Frucht.

Wenn dir Gottes Rathschluß sendet
Der schwersten Prüfung höchste Pein
Dann hast du's — ganz ihm zugewendet —
Mit Ihm zu thun und dir allein.
Davon laß nicht die Lippe sprechen,
Ob dir das Herz auch brechen will;
Laß es in tausend Stücke brechen,
Doch vor den Menschen schweige still!

Die Schilderung der Tage im Hause Werkmanns von seinem Tode bis zu seiner Beerdigung und diese selbst, sowie der nächsten Tage darauf werden mir meine Leser erlassen. Wer solche Tage schon erlebt hat, der weiß, daß keine Feder im Stande ist, die Gefühle der Leere, der Verlassenheit und des Schmerzes zu schildern, welche eine Wittwe unter einem Häuflein unversorgter Kinder, welche diese selbst, in so weit sie schon den Verlust zu empfinden im Stande sind, unmittelbar nach dem Tode und nach der Beerdigung des geliebten Gatten, des treuen Vaters, des Hauptes der Familie, durchwühlen.

Für das Haus oder die Familie Werkmann war aber mit dem Tode des Vaters das Maß der Leiden noch nicht einmal voll. Und davon müssen wir auch noch berichten.

Das Geschäft hatte der Vater, wie wir schon erfuhren,

durch die Stockungen, welche der Krieg herbeiführte, in keinem glänzenden Zustande hinterlassen. Aber doch war es so, daß, wenn nicht besondere Unglücksfälle dazu kamen, es eine nachhaltige Nahrungsquelle für die Familie bot.

Der älteste Sohn, Peter, hatte ja die Handlung erlernt. Er war wohl jetzt Soldat; aber nach des sterbenden Vaters Willen und nach guter Freunde Rath mußte er nach Hause berufen werden, um die Leitung des Geschäftes zu übernehmen.

Die Heere der Verbündeten waren in Frankreich um diese Zeit bereits weit gegen Paris vorgedrungen und Napoleon suchte Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. An einem Sieg über Frankreich war nicht mehr zu zweifeln, und daß ihm ein Friede folgen müsse, der Europa einmal Ruhe brächte, hoffte man allgemein.

Ein Abschied für Peter Werkmann war deßhalb wohl zu erlangen; aber mit Geld mußte er erkauft werden und die Kaufsumme war keine unbedeutende.

Peter war inzwischen zum Lieutenant vorgerückt und verließ seine militärische Laufbahn nur ungern.

Allein der Schmerz über den Tod des geliebten Vaters, und die traurigen Umstände, unter denen er, noch dazu ganz in seiner Nähe, herbeigeführt wurde, erschütterte ihn so sehr, daß er es für seine heiligste Pflicht hielt, des seligen Vaters Willen und der gebeugten Mutter Wunsch bereitwilligst zu erfüllen.

Die Liebe zu seinen Geschwistern drängte ihn, ohne Aufschub seine Entlassung nachzusuchen, um gleichsam der Nährvater derselben zu werden.

Inzwischen war es eine große Beruhigung für die Wittwe, daß der liebe Kießling von Nürnberg bald nach dem Tode ihres Mannes zu ihr kam und ihre Geschäftsbücher ordnete durch die Einträge der Summen, die der selige Werkmann in seiner Brieftasche, wie man es damals hieß, als eingegangen

verzeichnet hatte. Während sein Freund krank zu Hause lag und auch bei dessen Beerdigung war er selbst ans Bett gebunden. Denn er war um diese Zeit schon ein wohlbetagter Mann.

Aus den Büchern sah er, daß der Beitrieb jener Ausstände, die durch den Krieg nicht flüssig worden waren, höchst nöthig sei.

Mitte März kam Peter zu Hause an; es war ein schmerzliches Wiedersehen zwischen Sohn und Mutter und Geschwistern. Und das Leben im Felde als Soldat hatte ihn auch in einer Weise verändert, daß er den Seinigen fremd vorkam.

Bald jedoch machte er sich auf die Reise. Noch war keine Nachricht von ihm angekommen, als der Mutter angezeigt wurde, daß ein auswärtiges Handlungshaus Bankerott gemacht habe, bei welchem sie eine bedeutende Summe zu fordern hatte. — Der Fall dieses Handlungshauses traf die Wittwe schwer und kaum war dieß bekannt geworden, so drängte einer ihrer Gläubiger auf schnelle Zahlung. Die arme, gequälte Frau konnte diese nicht leisten und der Hartherzige ließ durch das Gericht ihr Geschäft sperren. Nun wollten auch die übrigen Gläubiger diesen Einen nicht sein ganzes Guthaben herausziehen lassen und selbst leer ausgehen, deßhalb drängten sie die geängstete Wittwe zur Insolvenzerklärung. Das waren Tage voller Demüthigung und Jammer, wie sie auch zur Zeit der schwersten Heimsuchung bei der Krankheit und dem Tode ihres Mannes nicht über sie gekommen waren. Und alle, die früher so viel Theilnahme gegen sie und ihre Kinder gezeigt hatten, zogen sich jetzt von ihnen zurück.

Peter hatte den Sturz des elterlichen Hauses erfahren; er versuchte Alles, um die nöthigen Summen von ausgeplünderten oder böswilligen Schuldnern einzutreiben; allein es gelang ihm nicht; da reiste er eilends von Straßburg ab, wo

er sich in der letzten Zeit aufgehalten hatte, und seitdem ist nicht die geringste Kunde von ihm in die Heimath gekommen. Dieses Verlaufen und Verschwinden ihres ältesten Sohnes blieb bei ihr, so lange sie lebte, eine Quelle tiefer Trauer. „Ach, er wird doch nicht in Unglauben und Verzweiflung hingefahren, nicht ewig verloren sein!" so hörte man sie auch später noch öfters laut seufzen, wann sie sich allein wähnte.

Trübsalswogen umbrausten jetzt aufs Neue die arme Frau; sie wankte umher mit gesenktem Haupte und ihre Augen waren Thränenquellen. Ihre bewegliche, wie ihre unbewegliche Habe wurde versteigert; sie wollte Alles bis auf das Unentbehrlichste hergeben zur Befriedigung ihrer Gläubiger. Hätten ihre Schuldner nur halbwegs so ehrlich gegen sie gehandelt, so wäre sie nicht in dieses Elend, — in diese Schmach, wie's die Leute ansehen — gekommen. Das war wohl der härteste Tag ihres Lebens, als sie mit den Kindern das eigene Haus mit den lieben, gewohnten Räumlichkeiten, mit dem schönen, geräumigen Garten verlassen und in ein gemiethetes kleines Häuschen einziehen mußte. Und es geschah dieß gerade im Monat Mai, wo der Garten der liebste Aufenthalt der Kinder war. Die Thränen ihrer Kinder, von denen die kleinern die Ursache dieser schmerzlichen Aenderung nicht begreifen konnten, durchschnitten vollends ihre Seele.

Ich möchte fast glauben, daß der Schmerz dieses Zuges größer war, und mit Recht, als der Schmerz des Zuges hinter dem Sarge des Vaters her.

Die Mutter war nicht fähig den Eingang in die armselige Hütte mit Gebet zu segnen.

Aber ein Mann kam sofort zu der unglücklichen Familie auch in die armselige Hütte; das war — der alte Stadtpfarrer. Und er brachte so reichlichen Trost aus Gottes Wort, daß sich's zeigte, Gottes Wort ist besser als viele Stücke

Goldes. Schon sein Erscheinen wirkte ganz erquicklich und wohlthätig auf die ganze Familie.

„Liebe Frau Werkmann!“ fieng er an in seiner herzlichen Redeweise — Ihr konntet gewiß sagen von Euerm frühern Reichthum: „Der Herr hat's gegeben.“

„O sicherlich war kein unrechter Scherf dabei,“ fiel sie unter Thränen ein, „denn mein seliger Georg betete nicht nur täglich, sondern handelte auch im Geiste dieses Gebetes:

Willst du mir etwas geben
An Reichthum, Gut und Geld
So gib auch dieß dabei
Daß kein unrechter Scherf
Mit untermenget sei.“

„Nun wohlan! so könnt ihr auch mit Hiob weiter sprechen: der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet.“

Nun wurde nach Arbeit und Verdienst umgesehen. Stricken, Nähen und Sticken war den Mädchen eine Lust jetzt mehr als je, weil diese Künste nunmehr Lebensunterhalt herbeibringen mußten. Johannes kam nach Nürnberg und wollte Schullehrer werden; und hier erhielt er durch die Fürsprache Kießlings gute Unterstützung. Einige jüngere Kinder kamen zu Verwandten in der Umgegend. Und — „der Herr Jesus wollte auch gleich seinen Theil vorweg nehmen, bis Er die andern Alle zu sich versammeln wird.“ So sagte der Pfarrer, als bald nacheinander das jüngste Mädchen und der jüngste Knabe starb. So schmerzlich es der Mutter fiel, da diese beiden Lieblinge durch den Tod zu Christo gebracht wurden, so tröstlich kam ihr doch das einfache Wort des Pfarrers vor bei ihrer Beerdigung.

Auch die frühern Nachbarn und Gefreundte kamen nach und nach wieder zu Frau Werkmann und zu ihren drei Töchtern. Man fieng an, Achtung zu bekommen vor der Ergebung, womit diese ihre nunmehrige Armuth trugen, und vor dem Fleiß, mit

dem sie der Noth wehrten und sich ordentlich nährten und kleideten.

Ganz ohne Sorgen gieng es dabei freilich auch nicht ab. Namentlich verursachte der Umstand Sorge, daß Arbeit und Verdienst in dem kleinen Städtchen nicht nachhaltig war. Die zwei jüngern Mädchen, welche bei Verwandten waren, sollten doch auch mehr lernen, als ihnen da Gelegenheit gegeben wurde, und die Mutter hätte sie gerne bei sich und im Unterricht der ältern Schwestern gehabt. Der dritte Sohn Konrad sollte zur Lehre in irgend ein Geschäft gethan werden.

Zu dem Allem wäre eine Uebersiedlung nach Nürnberg sehr wünschenswerth gewesen. Allein die Geldmittel zum Umzug, zur Einmiethung und doch auch zum Lebensunterhalt, bis Verdienstquellen dort ausfindig gemacht waren, fehlten der Frau Werkmann. Und darüber war sie betrübt; das waren Sorgen, die sie keinem Menschen anvertrauen wollte, weil sie nicht hoffen durfte, von irgend Jemand einen Vorschuß zu erhalten. Um so angelegentlicher hielt sie Gott vor:

„Weg hast du allerwegen.
An Mitteln fehlt dir's nicht.“ —

Nun kam einmal in dieser Sorgenzeit ein Brief an vom Rheine her. Der lautete ungefähr so:

„Wertheste Frau! Erst vor Kurzem habe ich von dem Unglück gehört, das Sie betroffen. Ihr seliger Gatte, mein theurer Georg, hat mir in großer Noth Unterstützung angedeihen lassen mit dem Bemerken, ich möchte, wenn seine Familie je einmal in ähnliche Nöthen gerathen sollte, daran denken und ihr nach Vermögen Beistand leisten. Da ich mich durch Briefe ausweisen kann, daß ich kein Darleihen zurückerstattete, sondern aus herzlicher Dankbarkeit eine von meinem seligen Freunde empfangene Liebesgabe wieder in die Hände seiner schwergeprüften Wittwe lege, so hat Niemand einen An-

spruch daran. — Mit dem innigsten Wunsche, daß Ihnen, wertheste Frau! eine Linderung ihrer schweren Lage daraus erwachsen möge, verbleibe ich" 2c.

„Kommt Kinder," rief die Mutter, „und sehet: Gott lebet noch!" Sie las ihren Kindern den Brief vor; zeigte ihnen die vielen blanken Goldstücke, die in Kartenblätter gesteckt waren, und sagte ihnen: jetzt können wir nach Nürnberg ziehen, den Konrad dort unterbringen und unsere zwei kleinen Mädchen auch zu uns nehmen.

Der Jubel hierüber erhob sich zu einem Lobgesang Gottes. Und der Herr blieb mit seinem Segen bei Frau Werkmann und ihren Kindern.

Die Töchter wurden ihres stillen frommen Wesens willen christliche Hausfrauen oder Lehrerinnen an weiblichen Erziehungsanstalten. Konrad trieb ein gutes Schlosserhandwerk und Johannes wurde ein Lehrer, der reichen Segen ausstreute. Die Mutter hielt sich abwechselnd bald bei einer Tochter bald bei einem Sohne auf.

„Ach wenn ich nur wüßte, wie es um den Peter steht!" war auch jetzt noch öfters ihre Klage. „Mutter!" sagte einmal Johannes, „du wirst sehen, wir finden ihn dereinst bei Christo, unserm Heiland. Peter hatte Glauben und hatte Liebe. Als er die Nachricht von unserem Unglück erhielt, gieng er gewiß wieder zum Militär. Er hoffte dadurch am ersten in eine Lage zu kommen, in der er uns helfen könne. Unsere Truppen standen damals noch im Kampfe und in einem der ersten Treffen fand er den Tod, einen seligen Tod. Wirst sehen, so ist's." „Gott geb' es;" fügte die Mutter ganz erquickt bei.